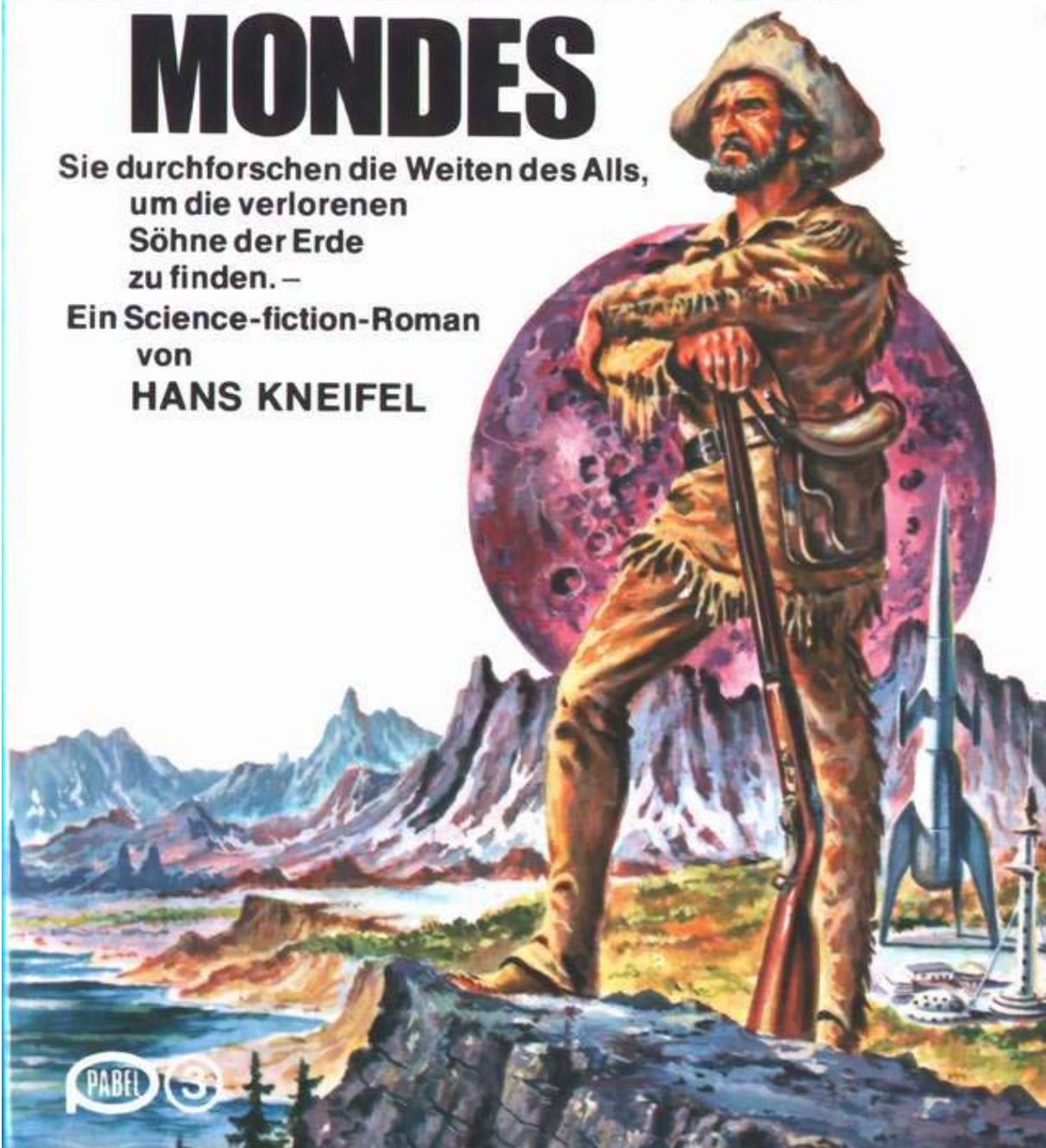


DIE NACHT DES VIOLETTEN MONDES

X **Perry Rhodan**
PLANETEN ROMANE

Sie durchforschen die Weiten des Alls,
um die verlorenen
Söhne der Erde
zu finden. –

Ein Science-fiction-Roman
von
HANS KNEIFEL



DIE NACHT DES VIOLETTEN MONDES

Hans Kneifel

(1979)

„Plötzlich riß die Schwärze der Nacht auseinander. Ein violetter Schein erfüllte den Horizont ringsum und den gesamten Himmel. Ein Brüllen ging über die Stadt hinweg. Mitten über Madira City, über dem Gebäude des Rechenzentrums, stand der violette Mond.“ Die ständigen Kriege, die das Solare Imperium Perry Rhodans um sein Bestehen führen mußte, kosteten nicht nur Opfer an Menschen und Material, sie bewirkten auch, daß ganze Welten, die vor Jahrhunderten von Menschen besiedelt wurden, völlig in Vergessenheit gerieten. Diese Welten wieder für Terra und das Imperium zu gewinnen - das ist die selbstgewählte Aufgabe der Männer des violetten Mondes.

1.

Das Pferd schnaubte aufgeregt. Es war ein mächtiger Schimmel mit einer leichten Grauzeichnung zwischen den Augen, und die Hand des Reiters klopfte beruhigend den Pferdehals. Der Schimmel streckte sich und wieherte kurz. Dann beruhigte sich das Tier. Die Hand des Reiters steckte in einem Lederhandschuh, der mit drei breiten Schnallen am Handgelenk und am Unterarm befestigt war. Das Pferd und der Reiter waren allein in einer der vierundzwanzig Boxen. Die Erregung, die draußen rund fünfzigtausend Menschen ergriffen hatte, wurde stärker, je mehr sich der Zeitpunkt des Startschusses näherte.

Toni sagte ruhig und leise: „Wir werden's nicht leicht haben, alter Junge. Aber wir werden es schaffen.“

Das Tier bewegte langsam eines seiner aufgestellten Ohren, und Toni lachte kurz auf. Er trug den leichten Reitdreß - die Farben seiner Mannschaft wiederholten sich in dem bunten Polohemd. Es waren große Vierecke; silbern und kardinalsrot. Silbern war auch der leichte Schutzhelm über Cimarosas kurzem Haar, und die Stiefel waren aus rotem Leder. In vier Minuten begann das Spiel.

Die merkwürdig blauen Augen unter dem silberfarbenen Helm folgten den Lichtstrahlen, die über den oberen Rand der Barriere drangen. Das Klima war zu ertragen; die Sonne aber war mörderisch hell und stechend. Die dicken Holzplanken trennten die Box von einem kleinen Vorplatz, dessen Decke aus Glasziegeln bestand und dessen Boden mit Sand aufgeschüttet war. Jenseits eines kurzen, breiten Korridors glänzte unter der gnadenlosen Sonne das satte Grün des Rasens. Jetzt war das Spielfeld noch grün und unversehrt dreimal zwanzig Minuten später würde es zerfurcht und aufgerissen sein, sandig und rot von der Erde, auf der man Brasilia erbaut hatte.

Vierundzwanzig Boxen...

Vierundzwanzig Pferde warteten. Zwei Mannschaften zu vier Reitern spielten gegeneinander, und nach zwanzig Minuten eines Spieldrittels war ein Tier restlos ausgepumpt. Der Reiter nicht weniger; aber der Ehrgeiz half ihm, weitere vierzig Minuten auszuhalten. Die Erregung der Zuschauermassen stieg; die Zeit nahm ständig ab. Der erste Gong hallte über das Stadion. Die Mannschaft, der Toni angehörte, war gut: McGregor, N'goomai und der hagere Stephen als Spielführer - sie paßten zusammen und ergänzten sich. Aber die vier Mann der Gegenpartei waren die gleiche Klasse, und das machte den Ausgang des Spieles ungewiß. Und für die Zuschauer spannend und besonders reizvoll. Toni selbst berührte es nicht im mindesten; sein Grund war rein persönlicher Natur.

Jeder Funke sportlichen Ehrgeizes war Cimarosa fremder als ein entfernter Stern - er wollte nichts anderes als in persönlichem Kampf den Mörder seines Bruders besiegen.

Und Toni tat, was er konnte.

Er ging an dieses Vorhaben mit der kalten Überlegung eines Technikers heran. Die Tatsache, daß sowohl er als auch Keegy die reichen Söhne noch reicherer Väter waren, erleichterte das Vorhaben und erschwerte es zugleich. Die Ebene des Kampfes wurde gehoben, und Millionen sahen die Reihe der Auseinandersetzungen, von deren wahren Ursachen sie nichts ahnten. Nur zwei der Gegner, die sich auf vielen Feldern trafen, wußten, worum es ging. Toni wollte Randolph Keegy durch pausenlosen Erfolg seelisch zermürben und endlich vernichten.

Und - beide Gegner waren gleichwertig.

Toni war eiskalt und unbewegt, und Randolph war elastisch und einfallsreich. Was die beharrliche Zähigkeit konnte, wurde durch List und riskante Manöver wieder aufgehoben. Nur die Tatsache, daß sich Toni nicht scheute, bei dieser Auseinandersetzung auch sein Leben einzusetzen, brachte die wahre Gefahr in die endlose Kette der Kämpfe.

Von Cimarosa aus gesehen, war jeder Kampf ein Mordversuch - von Keegys Warte betrachtet, war es Verteidigung als Angriff. Und das heutige Spiel, eine der gefährlichsten Sportarten dieser Erde, war nichts anderes als eine Fortsetzung eines Kampfes, der schon zweieinhalb Jahre dauerte.

Der zweite Gong.

Toni stellte seinen Fuß in den Steigbügel, der wie ein Korb aus Stahl den Fuß umgab, und schwang sich in den Sattel. Rayon, das Pferd, spielte nervös mit den Ohren, aber die Hand des Reiters beruhigte das Tier wieder.

Noch zwei Minuten.

*

Damals...

Toni sah seinen Vater, wie er „aschgrau im Gesicht“ an ihm vorbeiblickte.

„Hier, lies“, sagte Spencer Cimarosa und hielt Toni das Telegramm entgegen.

Toni las, und es war, als kühle sich das Zimmer plötzlich ab.

„Alistair...“, sagte Toni kühl. Sein Vater nickte. Der alte Mann leitete eine Handelsgesellschaft, die dreihundert Millionen Solar im Jahr umsetzte, mit der Hand eines Virtuosen. Ein Kaufmann aus Berufung, wie jeder wußte - und jetzt weinte er fast.

„Alistair ist gefallen.“

Es stimmte.

Der Text der Meldung sagte Genaueres. Auf einem Planeten wurde ein Sonderkommando abgesetzt, um als taktischer Beobachter zu bleiben und Materialbewegungen an die Flotte zu melden. Es waren zwei Mann; beide waren sie an der Militärakademie in Terrania erzogen und ausgebildet worden.

Der jüngere Raumsoldat war Alistair Cimarosa, der rangältere und erfahrenere hieß Randolph Keegy. Und als die Blues den Posten orteten und angriffen, überschlugen sich die Ereignisse förmlich. Das Wissen war für die Flotte ungeheuer wichtig, und ein einzelner Mensch galt nichts in einer milchstraßenweiten Auseinandersetzung. Alles, was damals geschah, gipfelte darin, daß Randolph Keegy fliehen konnte und Alistair zurückließ.

Zurücklassen mußte - so hieß es in der Meldung.

Jeder Terraner wußte, wie die Blues ihre Gefangenen behandelten, wenn sie nicht das Glück hatten, im Kampf zu sterben. Und Alistair Cimarosa, Tonis vierundzwanzigjährig er Bruder und Spencers Sohn, kam nie wieder zurück, noch hörte man jemals etwas von ihm.

Aber... Randolph Keegy kam zurück.

„Toni“, hatte damals, vor drei Jahren, sein Vater gesagt. Er hatte seinen Sohn nicht dabei angesehen. „Toni, wäre ich zwanzig Jahre jünger, würde ich deinen Bruder rächen. Ich bin

heute ein alter Mann von zweiundsechzig Jahren, und wenn ich einen Revolver heben müßte, würde meine Hand zittern. Sie wird aber nicht zittern, wenn ich die Schecks ausschreibe.“

Toni hatte seinen Vater noch niemals so erlebt, nicht einmal beim Tode seiner Mutter.

„Und wenn es unser gesamtes Vermögen kosten sollte“, sagte Spencer Cimarosa mit harter Stimme, „Randolph Keegy soll bestraft werden. Und du, Toni, sollst diese Strafe vollstrecken.“

Toni war gegangen und hatte getan, was zu tun war. Er gehörte zu jenen Menschen, denen ein Wunsch ihres Vaters Befehl ist. Das war vor drei Jahren gewesen. Und heute...

*

Die Mannschaft Stephens ritt in das Großstadion und wurde von dem frenetischen Jubel der Zuschauer fast betäubt. Die Sonne über dem südlichen Kontinent Amerikas strahlte senkrecht herunter, und eine Flut heißer Luft ließ die Männer und Tiere erschauern.

Stephens Mannschaft begann mit den schnellsten, aber am wenigsten wendigen Tieren. Die silbernen und roten Karos blieben einen langen Augenblick ruhig, als sich die gegnerische Mannschaft ihnen gegenüber aufstellte. Die leichte Antigravmaschine des Schiedsrichters senkte sich zwischen die acht Männer, und Toni musterte Randolph mit einem langen, verächtlichen Blick. Er glaubte, Spuren von Angst oder Ermattung hinter den Augen Keegys zu erkennen, aber er zeigte weder Freude noch eine andere Regung.

Randolph wich Cimarosas Blick aus, und der letzte Gongschlag erscholl aus den Lautsprechern. Der Ball, eine Lederkugel mit lederumflochtenen Stahlhandgriffen daran, fiel über den Rand des Antigrav. Lautlos und schnell stieg die Maschine wieder hoch.

Der Ball lag zwischen den acht Männern im Gras. Dann ertönten ein langer Pfiff und ein Schuß, und sofort kam Leben in die Gruppen der Reiter. Stephen brach aus der Mittelstellung aus und galoppierte auf den Ball zu, riß sein Tier auf der Hinterhand zurück und beugte sich aus dem Sattel. Seine Hand krallte sich um den Steigbügel, und der gegnerische Spielführer prallte gegen Stephens Tier. Cimarosa war im Vordergrund, und McGregor donnerte davon, um seinen Posten vor dem Tor einzunehmen. Das Feld der sechs Spieler zog sich auseinander, als Stephen losfegte, um den Ball ins gegnerische Tor zu tragen, von dem ihn zweihundert Meter trennten. Links von Grev Stephen galoppierte Toni, zwischen ihnen versuchte Keegy und ein anderer Spieler, den Ball aus der Hand des Spielführers zu reißen.

Zwanzig Meter vor dem Tor parierte Stephen durch, drehte sein Pferd herum - erkannte, daß er den Ball verlieren würde und warf. Die Männer jeder Gruppe hatten tagelang trainiert, und sie verstanden sich fast instinktmäßig. Das schwere Geschloß flog haarscharf an einem Pferdekopf vorbei, und Toni fing es auf. Er wirbelte es über seinem Kopf, als ein anderer Gegner an ihn heranritt und ihn rammen wollte. Der Schimmel, der mit lockerem Zügel geritten wurde, drehte sich auf der Stelle, stieg wie ein Blitz senkrecht hoch, und nur der Spezialsattel verhinderte, daß Toni abgeworfen wurde. Nicht eine Zehntelsekunde zu früh handelte Cimarosa.

Er zielte genau, und er kannte die Situation. Während Stephen den Rappen Keegys bedrängte, warf Toni.

Einer der Stahlbügel traf Keegys Rücken und warf den Mann gegen den Hals seines Pferdes. Der Ball drehte sich, prallte ab und schwirrte weiter. Ein Riesensatz von Stephens Tier, dann griff die Hand des Spielführers zu. Er ritt einen engen Halbkreis aus, überrannte den Torhüter und feuerte den Ball zwischen den weißen Stäben hindurch. Der Antigrav schwebte herunter, und der Schiedsrichter brachte den Ball in seinen Besitz. Die Zuschauer heulten, tobten und schrien, als die Mannschaft in die Mitte des Feldes zurückritt. Die Männer und die Tiere schwitzen, aber jetzt war Cimarosa sicher, in Keegys Augen die Angst deutlich gesehen zu haben.

Nach zwanzig Minuten war der Rasen zerfurcht. Es stand 2:3 für Tonis Mannschaft, als der

Pfiff ertönte. Die Tiere glänzten vor Schweiß, und Keegys Pferd trug die Zeichen seiner Sporen. Cimarosa zeigte nicht einmal den Ausdruck der Erschöpfung und konnte auch jede Regung verbergen, als er auf dem Rücken Randolphs das aufgerissene Hemd und das Blut darunter sah.

Nach fünf Minuten Pause, in denen die Männer sich flüchtig abtrockneten, heißen Tee tranken und die Pferde wechselten, ging der Kampf wieder los. Noch während Cimarosa überlegte, wie er die Gruppe vor ihm am besten trennen konnte, drängte Keegy sein Tier neben ihn.

„Paß auf“, sagte Keegy, und flüchtig entsann sich Toni wieder, daß sie beide einmal in der gleichen Schule gesessen hatten. „Ab jetzt kämpfe ich nicht mehr für meine Gruppe. Ich reite gegen dich.“

„Das tue ich bereits seit dem Angriff“, antwortete Toni. Sein Gesicht behielt den maskenhaften Ausdruck, nur die blauen Augen blickten Keegy aus zusammengekniffenen Lidern an. Keegy war wütend, und er zeigte es auch.

„Ich werde versuchen, dich umzubringen“, sagte Keegy und verzog seinen Mund. Schweiß rann über sein Gesicht.

„Ich werde verhüten“, sagte Toni so leise, daß es gerade Keegy verstehen konnte, „daß du weitere Mitglieder unserer Familie ausrottest, du Feigling. Rede nicht reite!“

Toni riß sein Pferd herum; dieses Mal ritt er ein wendiges Pony, das ein starker Rammer war. Er schoß in langen Sprüngen vorwärts, drang in die Gruppe ein und riß einen gegnerischen Spieler vom Pferd. Dann fühlte er eine Hand an seiner Schulter, änderte die Richtung und schlug Mennart, dem gegnerischen Spielführer, mit der Handkante gegen den Unterarm. Mennart stöhnte auf und ließ den Ball fallen. Toni fing ihn auf und gab dem Pferd die Sporen. Das Tier riß den Kopf hoch, als die Zügel freigegeben wurden, und walzte ein anderes Tier nieder.

Dann verließ Toni das Gedränge, und das Pferd galoppierte los.

Ein Schatten war plötzlich rieben Toni.

Keegy.

Eine Hand krachte herunter, und die Schnalle eines Fanghandschuhs riß einen Streifen Fleisch aus Cimarosas Schultermuskel. Die beiden Gegner ritten so eng nebeneinander, daß die Steigbügel gegeneinander scheuerten. Der Schmerz raste Tonis Arm hinunter, aber die Hand ließ den Ball nicht los.

In den Rängen erhoben sich die Menschen und schrien frenetisch.

Zwanzig Meter vor dem Tor.

Toni löste seinen Stiefel aus dem Bügel, schob ihn vorsichtig unter den Absatz von Randolphs Stiefel und zügelte das Pferd mitten im vollen Galopp. Das Tier war darauf vorbereitet und stieg kerzengerade hoch. Keegy wurde aus dem Sattel geschleudert und fiel, sich noch im Sturz zusammenrollend, unter die Hufe seines durchgehenden Pferdes. Toni raste weiter und steigerte den Vorsprung seiner Mannschaft. Die zweite Spielzeit endete mit 8:5 für die Mannschaft mit den silbernen und roten Karos.

*

Jetzt ritt Toni Cimarosa sein bestes Pferd.

Es war ein Hengst, ein Rappe mit starkem arabischem Einschlag. Das Tier war schnell wie ein Pfeil und klug wie ein Lippizzaner. Auch Keegy ritt wieder. Sein Gesicht zeigte die Spuren von Wut, Schmerz und Enttäuschung, während Toni jetzt lächelte. Sein bronzenes Gesicht mit den klaren Augen stach aus dem Silber des Helms und dem Dunkel des schweißnassen Trikots hervor. Etwas Drohendes, Düsteres umgab Cimarosa.

Es ergab sich eine einmalige Gelegenheit.

Dem Publikum wurde mehr als der echte Gegenwert der Eintrittskarte geboten. N'goomai und Toni ritten einen Angriff und zwischen ihnen befand sich Keegy.

Obwohl N'goomai nichts wußte und ahnte, arbeitete er ausgezeichnet mit. Während die drei schnellsten Tiere miteinander kämpften, wechselte der Ball jede Sekunde den Besitzer; der riesige Neger und Cimarosa warfen sich den stählernen Korb zu. Und Toni war erbarmungslos.

Er war ein besserer Werfer als ein Fänger, und er zielte besonders sorgfältig. Die stählernen Bügel trafen mehr als einmal, und sie trafen gut. Der Ball streifte Keegys Nacken, seine Schultern, die Brust und mehrere Male den Kopfschutz. Und dann jagte ihn Toni ins leere Tor, denn McGregor hatte den Torwart abgedrängt.

Das Spiel endete 13:7 für Stephens Mannschaft.

Unbeschreiblicher Lärm erhob sich, und nur die Energiesperren verhinderten, daß sich die Menschen über den Acker ergossen, der noch vor fünfundsiebzig Minuten ein grüner, feuchter Rasen gewesen war. Toni ritt müde dem Ausgang zu, als sich Keegy an seine Seite schob.

„Das ist der Anfang vom Ende, du Schuft“, zischte Keegy.

„Der Anfang von deinem Ende, Randolph Keegy“, sagte Toni leise. Seine Stimme war wie sprödes Glas. „Ich werde dir alles nehmen, woran du hängst. Die Ehre, den Ruhm, die Freude - und schließlich das Leben. Denn du hängst am Leben. Nicht ich. Mir ist es gleichgültig, und darum werde ich gewinnen. Verstehst du?“

„Dich wird kein einziger Sieg erfreuen - und das Leben nach diesem Ende wird nicht schön sein.“

Kalt entgegnete Cimarosa: „Es war niemals schön. Wo liegt der Unterschied. Übrigens... das rothaarige Mädchen neben deiner Box? Deine Freundin...?“

Keegy schwieg.

Lächelnd sagte Toni: „Auch sie werde ich dir nehmen. Wann? Wenn ich will. Hüte sie gut, sie ist eine Klasse besser als du, denn sie liebt die Tiere. Das unterscheidet sie von dir.“

Er wies auf die Spuren an den Flanken von Keegys Pferd. Zusammen ritten sie durch ein Tor in den Sattelplatz hinein. Wie leichthin wandte sich Toni an Randolph.

„In achtzehn Tagen treffen wir uns wieder. Ich werde mich damit begnügen, dich aus der Kurve zu steuern. Töten werde ich dich erst später.“

Keegy schwieg, aber Toni hörte sein hastiges Einatmen.

„Die Angst hat sich in deinem Herzen einquartiert, mein Freund“, sagte er lächelnd, drehte sich herum und gab die Zügel frei. Der Rappe schoß vorwärts, und wieder sah Toni das rothaarige Mädchen. Er wußte, daß sie Nicoline hieß und Schwedin war, nicht mehr. Sein Blick ließ sie nicht mehr los, und als er an ihr vorbeiritt und leicht den Kopf beugte, lächelte er etwas.

*

Und wieder saßen sich Vater und Sohn gegenüber.

„Heute wäre Alistair siebenundzwanzig geworden“, sagte der weißhaarige Greis.

„Ich weiß es“, antwortete Toni. „Ich gebe Keegy nicht mehr als ein Dreivierteljahr. Dann ist er erledigt.“

„Ich weiß, daß du deine Aufgabe glänzend lösen wirst. Wie war das Spiel - abgesehen von eurem Sieg?“

Toni bewegte die Eiswürfel im Glas, und jede Bewegung seines rechten Armes schmerzte ihn.

„Unterhaltung von Millionärssöhnen, nichts weiter. Ich war in glänzender Form. Keegy weniger. Aber gestern hatte er Angst. Und er lebt so gern - kein Wunder, bei seiner Freundin. Sie ist sehr schön.“

„Und du lebst... nicht gern?“ fragte Spencer Cimarosa seinen Sohn. Toni zuckte die Schultern.

„Ich habe diese Welt nicht so geschaffen, wie sie ist. Noch habe ich mir gewünscht, in ihr zu

leben.“

„Was willst du mehr?“ fragte der Vater. „Du hast Geld, Freunde, und es geht dir gut. Du wirst einmal die gesamte Cimarosa-Handels-Holding erben - ist daran etwas schlecht?“

„Das Geld habe ich nicht verdient, sondern du hast es verdient und vermehrt, Vater“, sagte der Einunddreißigjährige. Er fügte auch mit einem drastischen Ausdruck hinzu, wie er über seine Freunde dachte und schloß: „Es geht mir zu gut, Vater. Wäre ich der Sohn eines Werftarbeiters in einem deiner Betriebe, wäre ich ein recht brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Aber ich bin nichts anderes als ein Sohn, der vom Geld seines Vaters gut lebt und nicht die Kraft hat, die Konsequenz aus diesen Einsichten zu ziehen — und auch nicht die Lust, dich hier alleinzulassen.“

„Anthony“, sagte Spencer entsetzt, „von dieser Seite kenne ich dich nicht. Was ist mir dir los?“

„Nichts“, sagte Toni und trank sein Glas leer. „Genau das ist es. Mit mir ist nichts los. Meine Schwäche ist, daß ich dich zu sehr schätze, um ungehorsam werden zu können. Zu deinem Zorn auf Keegy kämen in den letzten Jahren deines Lebens noch die Verbitterung und die Ratlosigkeit über deinen übriggebliebenen Sohn. Und das möchte ich nicht, und ich werde es auch nicht. Du kannst dich darauf verlassen.“

Toni stellte das Glas mit hartem Knall auf die Tischplatte und stand auf.

„Ich werde jetzt, wie es in guten Filmen so ungeheuer treffend dargestellt wird, gelangweilt in meinem roten Sportwagen über die Straßen rasen und etwas suchen, das ich nicht finde.“

Toni ging.

Er stieg in seinen roten Sportwagen mit der Dreilitermaschine und jagte über die Straßen. Er suchte etwas, das er nicht fand, und sein Vater blieb allein zurück. Zum Zorn des Greises über Keegy, den Mörder seines Lieblingssohnes, kamen noch die Verbitterung und die Ratlosigkeit über Anthony.

*

Über dem unregelmäßigen Oval lag die Sonne des späten Nachmittags. Sie brannte auf die Köpfe der Zuschauer und auf die Metallflächen der Rennwagen.

Es stank nach verbrannten Kabeln, nach scharfem Rennbenzin und nach Reifen. In einer der Boxen jagte ein Mechaniker die Sechslitermaschine eines Veega hoch, und Schraubenschlüssel klirrten. Der schlanke Mann in weißem Renndreß sah gleichgültig zu, wie die Mechaniker den weißen, niedrigen Wagen klarmachten. Die stromlinienförmige Kunststoffkarosserie flammte auf; ein Sonnenstrahlbündel drang durch das Fenster.

Genau gegenüber lagen die Boxen von Honah und Vickers. Die Rennfirmen stellten ihre Formel-VII-Wagen berühmten Privatfahrern zur Verfügung, und Randolph Keegy war einer von ihnen. Ebenso Toni Cimarosa, der aber einen eigenen Rennstall unterhielt. Das Geld seines Vaters reichte noch für andere Dinge.

Toni schob die Sonnenbrille über die Augen, als er die Schwedin sah. Seit zweieinhalb Jahren kämpfte er gegen Keegy, und seit zweieinhalb Jahren sah er dieses Mädchen. Noch niemals waren sie sich bis auf zehn Meter nähergekommen; auch im übertragenen Sinne. Selbst die Gesellschaft von Brasilia, Rio de Janeiro und Sao Paolo kannte nicht den vollen Namen des Mädchens, und Toni hatte keine Möglichkeit, sie privat zu treffen.

Das Mädchen Nicoline stand neben Keegy, der auf einem der Vorderräder seines blauen Wagens saß und rauchte. Sie sprachen miteinander, und das Mädchen hatte zwei riesige Stoppuhren an Schnüren um den Hals hängen. Toni Cimarosa zog sich weiter in den Schatten zurück und beobachtete die Schwedin weiter.

Sie besaß, was Toni bisher nur an wenigen Frauen gefunden hatte.

Sie hatte nicht nur einen schönen Körper, sondern dieser Körper bewegte sich unter der vollendeten Kontrolle eines scharfen Verstandes. Die mühelose, natürliche Grazie der

Bewegungen war selten angeboren und ließ sich nicht einmal in den teuersten Mannequinstudios lernen. Es war nichts anderes als die vollkommene Harmonie zwischen Geist und Materie, in diesem Fall Körper und Seele - oder Verstand, wie Toni dachte. Außerdem war das Haar tatsächlich sehenswert. Es war rot, ohne auffällig zu sein; ein dunkles Rot, das nicht durch Färben erreicht werden konnte. Es fiel in weichen Wellen über den schmalen Kopf und legte sich in eine Innenrolle. Toni warf seine Zigarette haarscharf an einer Pfütze aus Rennbenzin vorbei in einen Sandhaufen und trat zurück. Dann öffnete er eine Flasche Cola und trank sie langsam aus.

*

Konventioneller Start.

Zweiundzwanzig Wagen standen in einer langen Reihe auf der Startlinie. Hier war die Rennbahn erweitert worden, so daß sich das Feld erst nach vierhundert Metern formieren mußte. Während die Bedienungsmannschaften die Wagen warmlaufen ließen, gingen die ersten Fahrer an ihre Maschinen.

Der dunkelblaue Vickers von Randolph Keegy stand als vierter von rechts da, und Cimarosa mußte an ihm vorbei, wenn er sein Fahrzeug erreichen wollte. Die Schwedin sah ihn kommen, und er lächelte kaum wahrnehmend. Dann blieb er stehen.

Er blickte in ein Paar graue Augen, die ihn wütend anstarrten.

„Meine Name ist Toni Cimarosa“, sagte er. „Sie kennen ihn vermutlich.“ Langsam schob er die Brille hoch und betrachtete das Mädchen.

„Ich hoffe“, sagte er langsam und nicht sehr laut, „daß die Uhr richtig eingestellt ist, die für mich mitläuft und an Ihrem bemerkenswert hübschen Hälschen hängt.“

„Wenn du Nicoline Terjesen beleidigst, erledige ich dich mit einem Montiereisen“, versprach Keegy, der seinen Sitz nicht mehr verlassen konnte, da eben sein Lenkrad festgeschraubt wurde. Toni beachtete ihn nicht, lächelte verbindlich und schwieg.

„Der Krug, Mister Cimarosa“, sagte Nicoline mühsam beherrscht, „hat die lobenswerte Eigenschaft, so lange zum Brunnen zu gehen, bis es Scherben gibt. Sie übertreiben etwas, Cimarosa!“

Tonis Lächeln verschwand. Ruhig sagte er: „Keine Sorge um mich, Miß Terjesen. Der Krug wird weich fallen, denn die Gegend um den Brunnen ist mit alten, wertvollen Teppichen ausgelegt. Zittern Sie lieber um den guten, alten Randolph - ich werde ihn vier Runden lang hetzen und in der elften Runde von der Fahrbahn drücken.“

Er ging weiter und ließ sich in den Sitz helfen.

Der Starter kam und schwenkte die karierte Flagge.

Sie senkte sich...

Noch minutenlang hallte das scharfe Dröhnen zwischen den beiden Langtribünen nach. Während die letzten Laute verklangen, hatte sich das Feld bereits auseinandergezogen. Die besseren Fahrer fuhren an der Spitze, und hinter ihnen folgte, dicht aufgeschlossen und Rad an Rad, das Feld. Die Gase heißer Motoren und der Geruch des verqualmten Gummis, der schwarze Radiespuren auf der weißen Piste hinterlassen hatte, hingen in der trägen Luft.

Die Strecke bestand aus einem Oval, dessen Rand von einem anderen Oval tangiert wurde; eine Acht war entstanden, auf deren Schnittpunkten sich die Bahnen direkt kreuzten, ohne Unterführung. Diese Strecke mußte zwölf mal durchfahren werden.

Die ersten vier Runden verliefen ereignislos.

Keegy war hochfavorisiert an den Start gegangen, und Cimarosa mit seinem weißen Veega war der Außenseiter mit den meisten Chancen. Die Wetten standen 34:17 gegen Toni. Cimarosa fegte einige Wagenlängen hinter Keegys blauem Vickers dahin, und zwischen ihm und seinem Gegner saßen noch einige andere Wagen, die großzügig ignoriert wurden - sie würden ausfallen, wenn Toni angriff.

Er griff in der sechsten Runde an. Sein flacher Wagen beschleunigte und überholte pausenlos. Er überholte auch den blauen Vickers und blieb dicht vor ihm. Keegy rückte auf und blieb im Windschatten, drei weitere Runden lang.

Die Flagge senkte sich zur zehnten Runde.

Cimarosa fuhr die enge Kurve an, dicht gefolgt von Keegy. Über der Kurve schwebte der Antigrav der Wochenschau und der Televisionsleute und filmte das Geschehen. Mitten in der Kurve stellte Cimarosa den Wagen gerade und steuerte den Außenrand an. Keegy riß seinen Wagen dicht an die Grasnarbe der Innenbahn und überholte auf der rechten Seite. Toni steuerte den Wagen aus und hängte sich an das Hinterrad des blauen Vickers.

Eine volle Runde lang hetzte Cimarosa.

Sein rechtes Vorderrad war eine Handbreit von dem linken Hinterrad des Vickers entfernt, und die aufgerissenen Augen Keegys waren in seinem Rückspiegel zu sehen. Weit hinter ihnen war das Feld zurückgeblieben, als Cimarosa loslegte. Er überholte Keegy und hatte, ständig im Powerslide fahrend, die große Kurve ausgefahren. Die halbe Länge der Rennbahn trennte ihn von Keegy.

Und das war es.

Sie fuhren gleichzeitig auf den Schnittpunkt der beiden Kurven los. Sie hatten ungefähr die gleiche Geschwindigkeit, und sie würden sich, wenn nicht einer bremste, mitten auf der Kreuzung begegnen - im Zweihundertfünfzigkilometertempo. Kurz vor der Kreuzung beschleunigte Cimarosa seine Sechslitermaschine und jagte über die Fahrbahn. Das tief heruntergezogene Heck seines Veegas streifte, fast nicht wahrnehmbar, das Vorderteil von Keegys blauem Vickers. Das genügte, um beide Wagen schleudern zu lassen. Toni hatte es ausgerechnet und konnte den Veega abfangen - nicht Keegy.

Er war überrascht worden.

Der Wagen schleuderte von einer Fahrbahnseite zur anderen und wurde nicht gebremst noch angesteuert. Kreischende Reifen und ein röhrender Motor zogen den Wagen auf die Grasnarbe und hinaus auf das staubige Feld. Der Vickers schoß zwischen drei Strohhallen hindurch, ein Reifen platzte krachend, und die Schnauze des Blauen bohrte sich in den Sand. Der Wagen überschlug sich entlang seiner Längsachse und warf den Fahrer aus dem Sitz. Wie ein großer Vogel schoß Randolph Keegy aus der Maschine, durch die Luft und landete in dem roten, pulverigen Sand. Toni raste durch die restlichen zwei Drittel der Strecke und gewann das Rennen - so wie viele andere Auseinandersetzungen auch.

Der Wagen wurde in die Box zurückgerollt und versorgt.

Als Cimarosa hinüber zur Rennleitung ging, um seine Papiere zu holen, begegnete er wieder der Schwedin. Wären sie allein gewesen, so hätte sie versucht, ihn umzubringen. Toni schob die Brille aus seinem schmutzigen, geröteten und schmerzenden Gesicht und lächelte ihr zu. Dann hob er die Schultern und ließ sie wieder fallen.

„Denn es steht geschrieben“, sagte er, „daß der Schlechtere verliert. Besuchen Sie ihn im Krankenhaus.“

„Wenn ich nur wüßte, weshalb die Männer solche Narren sind...“, antwortete das Mädchen.

„Es liegt in der Natur des Mannes - Zivilisation ist nicht viel mehr als Tünche“, sagte Toni und ließ sie stehen.

„Raubtiere!“ sagte das Mädchen voller Verachtung und drehte sich um und ging dem Wagen entgegen, der Keegy brachte.

*

Die Monteure und Toni saßen am späten Nachmittag in der Box herum und hatten den Rennwagen teilweise auseinandergenommen. Maschine, Getriebe und Räder wurden überprüft. Die Männer feierten Tonis Sieg. Anthony Cimarosa saß auf einem leeren Ölfäß und hielt die große Flasche in der Hand.

„Die gesamte Hinterachse muß neu gelagert werden, Chef“, sagte der Chefmonteur. Toni nickte.

„Machen Sie's, Ronald. Schicken Sie mir die Rechnung.“

„Das war die lange Kurve, die Sie mit fast quergestelltem Wagen durchrast sind“, erläuterte der Mechaniker. „Das verträgt kein Lager, nicht einmal das eines Veega.“

Toni rieb sich das schmerzende Gesicht - der Fahrtwind bei rund dreihundert Kilometern Stundengeschwindigkeit war ein wütender Orkan, der das letzte Fett aus der Haut entfernte. Dann sah er auf, als sich ihm eine Hand auf die Schulter legte.

„Ein Anruf für Sie, Toni“, sagte der Mann des Renndienstes. Toni stand auf. „Wo ist der Apparat?“

„Bei uns drüben, in der Kontrollstation.“

Toni setzte die Sonnenbrille auf und ging neben dem schweigenden Mann hinüber in die Glaskabine, in der drei riesige Ventilatoren rotierten und kühle Luft in den sonnendurchglühten Raum pumpen. Das Übermittlungsgerät stand auf einem Sockel im Hintergrund des Raumes. Toni trat näher und nahm die Sonnenbrille ab. Von der Scheibe sahen ihm die Augen D'Arcys entgegen.

„Sie entschuldigen, Mr. Anthony, daß ich Sie störe...“, sagte der Butler von Tonis Vater ruhig und langsam.

„Natürlich“, antwortete Cimarosa. „Was ist los?“

„Ihr Vater, mein Herr und Chef unserer Firma ist gestorben. Es geschah vor einer Stunde.“

Beide Männer schwiegen. So lange Toni lebte, war D'Arcy im Haus und hatte für jeden und für alles gesorgt.

„Ich fahre sofort los“, sagte Toni schweratmend. „Haben Sie die nötigen Dinge veranlaßt?“

„Selbstverständlich. Ich werde auf Sie warten, Mr. Anthony.“

Die Verbindung brach zusammen, und die Scheibe wurde wieder grau und stumpf.

„Schicken Sie mir bitte sämtliche Unterlagen und ähnlichen Kram nach Brasilia“, sagte Toni zu einem der Männer des Renndienstes. „Ich muß sehr dringend nach Hause.“

„Geht in Ordnung, Mr. Cimarosa“, antwortete der Mann. Toni nickte und ging langsam in seine Kabine zurück. Die wartenden Mechaniker waren vergessen, sein verletzter Gegner und auch die Schwedin. Der letzte Grund, dieses Leben weiterzuführen, war soeben hinfällig geworden.

Es lebte nur noch einer der Cimarosas.

Anthony.

Er packte schweigend seinen Koffer voll, steckte Brieftasche und Ausweise ein und ging ebenso schweigend hinunter zu seinem Wagen. Er startete die rote Maschine und raste davon, über die breiten, weißen Straßen, die durch einen Teil des Urwalds führten, bis an den Rand der Stadt Brasilia.

*

D'Arcy war ein fast siebzigjähriger Mann. Sein Wesen war lautlos und unauffällig; das Ergebnis eines scharfen, kontrollierenden Verstandes, der trotz der vielen Jahre zuverlässig funktionierte. Er war sowohl den beiden Söhnen des Senators als auch Spencer Cimarosa gegenüber mehr ein Freund als ein Diener gewesen. Auch jetzt, als er im halbdunklen Zimmer Toni gegenüber saß, änderte sich nichts an seiner Stellung dem jüngeren Mann gegenüber.

Toni war müde, und ein Glas eisgekühlten Alkohols stand vor ihm. Zwischen den langen, sehnigen Fingern verbrannte eine Zigarette. Vor dem offenen Fenster verglühte die Sonne hinter dem Rand des Waldes.

„Was soll ich tun, D'Arcy?“ fragte Toni. Etwas wie Verzweiflung lag in seiner Stimme. Der Diener konnte seine Augen nicht sehen; es war zu dunkel. „Das ist schwierig, Mr. Anthony“, antwortete er. „Sie werden einige sehr unangenehme Tage vor sich haben. Ich werde alles tun,

um Ihnen zu helfen.“

Toni gab eine müde Antwort.

„Die Tage werden nicht viel unangenehmer sein als die Wochen und Jahre vorher, D’Arcy. Ich bin nicht aus dieser Familie - so scheint es.“

Während vor dem Fenster sich Streifen verschiedenfarbiger Wolken auseinanderzogen und die kurze Abenddämmerung der Tropen aufloderte, hörte man aus den Quartieren der Eingeborenen die scharfen Takte einer Gitarre und den Rhythmus südamerikanischer Folklore.

Die Stimme des Dieners wurde hart, als er sagte: „Ich werde Ihnen etwas sagen, das Sie möglicherweise nicht gern hören; dennoch stimmt es. Sie haben nur die unglückliche Neigung, einen Zeitpunkt hinauszuschieben. Es ist der Zeitpunkt, an dem jeder Mensch dieser Erde - vorausgesetzt, er leidet an einer Krankheit des Geistes - herausfindet, was das Menschsein bedeutet. Ihr Bruder entdeckte diese Verpflichtung bereits zu seinem zwanzigsten Geburtstag, und Ihr Vater womöglich noch früher. Sie aber sind nichts anderes als ein unfertiger Mensch, der sich noch nicht gefunden hat. Ich gebe Ihnen den Rat, den absolut freundlichen und gutgemeinten Rat, zu versuchen, erwachsen zu werden.“

„Sie haben recht, D’Arcy“ sagte Toni leise. „Aber keine Pflanze kann bestimmen, wie hoch sie wächst.“

Das Lachen des Dieners war nicht heiter, eher bitter. „Aber sie kann auf Sonne und Wasser warten und ihre Stacheln nicht gegen den Mann richten, der wilde Triebe kürzen will.“

„Sie meinen also, ich sollte die moderne Form der Blutrache aufgeben?“ fragte Toni ausdruckslos. „Das ist allein Ihre Tatsache, Mr. Anthony“, entgegnete der Diener. „Ich weiß nicht, wie weit Sie sich an den Wunsch Ihres Vaters gebunden fühlen. Aber ich rate Ihnen, sich mehr mit Menschen zu beschäftigen als mit den Möglichkeiten, das Geld Ihres Vaters zu dezimieren.“

Die Sonne war untergegangen, und das Lied des Eingeborenen wurde lauter. Ein Nachtschwärmer torkelte durch das Zimmer und verließ es wieder, und Toni hörte die schweren Atemzüge D’Arcy s.

„Haben Sie Vorschläge?“ fragte er.

„Ja“, sagte der Diener.

„Lassen Sie hören.“

Das Lied brach ab, und man hörte einen lauten Wortwechsel. Die Scheinwerfer eines vorbeifahrenden Wagens rissen Streifen aus Licht und plötzlich ergrünendem Wald aus der Nacht, dann verschwand die Helligkeit in der Ferne. Ein Nachtvogel schrie laut und heiser.

D’Arcy sagte: „Ich weiß, daß Sie der Alleinerbe unserer Firma sind.“

Toni seufzte.

„Ich ahnte es. Soll ich mich in einen Kaufmann verwandeln?“

Der Diener zuckte mit den Schultern.

„Spencer Cimarosa kontrollierte über seine Holdinggesellschaft dreihundert Millionen Solar jährlich und verdiente zehn Prozent des Umsatzes. Ich glaube nicht, daß Sie das gleiche schaffen können - das ist nicht beleidigend gedacht.“

Bis heute haben die Leute der Holding die Sache gut verwaltet; es besteht keine Gefahr, warum sie es nicht noch weitere fünfzig Jahre tun könnten. Diese Sorge braucht Sie also nicht zu berühren. Das Testament ist dementsprechend abgefaßt worden.“

D’Arcy schwieg, und Toni räusperte sich, bevor er sagte: „Sicher hatten Sie Ihre Finger dazwischen, D’Arcy ich will keine Vorwürfe machen, sondern eine nüchterne Feststellung.“

Geduldig sagte der Diener: „Ich hatte meine Finger in jeder Entscheidung, die in diesem Haus jemals getroffen wurde. Ihr Vater und mein Freund fragte mich vor jedem Problem, und ich beriet ihn, so gut ich konnte. Nur die Rachedgedanken Spencers konnte ich nicht abwehren; das war seine ureigene Sache.“

„Sie wollen etwas von mir, nicht wahr?“ fragte Toni endlich.

Eine Weile herrschte Schweigen, dann antwortete der Diener: „Sie haben es erraten. Ich werde noch warten, bis die nächsten Tage vorbeigegangen sind. Sie werden einiges durchzustehen haben. Das Problem, um das es geht, ist alles andere als einfach. Können Sie warten?“

„Natürlich“, sagte Toni. „Ich bin nicht sehr neugierig.“

„Ich bin begierig, zu erfahren, wann Sie endlich erwachsen werden!“ sagte D’Arcy resignierend. „Diese Einstellung kann doch nicht Ihr voller Ernst sein?“

Toni antwortete: „Es ist keine Einstellung. Hat eine tadellos funktionierende Maschine eine Einstellung, ein Konzept, einen Plan ihrer Handlungen? Sehen Sie - ich bin diese Maschine. Ich habe nichts, woran ich mich halten könnte. Irgend jemand hat bei meiner Erziehung gesündigt.“

„Sie armer, reicher Milieugeschädigter“, sagte D’Arcy mit ironischem Bedauern.

„Sie haben völlig recht“, sagte Toni. „Dreißig oder mehr Jahre sind nicht immer ein Beweis dafür, daß ein Mensch seine soziale Reife erlangt hat. Sehen Sie: Randolph Keegy war ein Feigling, und ich bin nur das Instrument meines Vaters. Jetzt, wo Dad tot ist, habe ich die Berechtigung zu leben verloren. Was soll ich tun?“

Leise lachte D’Arcy. Die Dunkelheit verbarg seine Züge, aber es war nichts Bitteres in diesem Lachen.

„Abwarten“, sagte er leise. „Abwarten, Toni. Ich werde etwas tun, das in dem Getriebe Unordnung hervorrufen wird. Zehn Jahre später werden Sie aufhören, mich deswegen zu verfluchen.“

„Sie nehmen sich viel vor, D’Arcy“, sagte Toni warnend.

„Nicht mehr als das, was ich hier schon hinter mich gebracht habe.“

Diese Antwort auf seine Frage hatte Toni Cimerosa nicht erwartet. Er sagte: „Ich möchte wissen, woher Sie die Kraft nehmen, sich um all das zu kümmern?“

Wieder lachte D’Arcy.

„Weil ich ein Mensch bin“, sagte er. Dann stand er auf, ging zur Tür und verließ den Raum. Toni blieb sitzen und lauschte regungslos in die Nacht hinaus.

Die einsame Gitarre und die schrille Stimme des Sängers waren wieder zu hören. Die Stimme schilderte, wie ein armer Gaucho um sein Mädchen kämpfen mußte, und einen Augenblick lang wünschte sich Anthony Cimarosa, dieser arme Gaucho zu sein.

*

Die folgenden Tage zogen an Toni Cimarosa wie ein schlechtbelichteter Film ohne Farben vorbei. Die Gäste, die Trauerbotschaften und die zahllosen Händedrucke von Leuten, die er entweder nicht kannte oder, wenn er sie kannte, nicht mochte. Die Beerdigung und die dabei gehaltenen Reden, und nachher die lange Ruhe, als alles vorbei war.

Jetzt war er der Herr...

Erfüllte nichts. Nichts. Erfüllte lediglich einen ohnmächtigen Zorn auf alles, was er hatte und was ihn umgab. Er litt darunter, daß er keine Aufgabe hatte. Sein einziger Gegner lag im Krankenhaus und hatte - neben einigen aufgeschürften Hautwunden - einen gebrochenen Arm und vier angeschlagene Rippen. Der Wagen war fast restlos zerstört.

Leere - tödliche Leere.

Die Schuld an seiner Umwelt war, daß niemand ihm je eine echte Aufgabe angewiesen hatte. Tonis glänzender Verstand und sein hervorragender Körper waren niemals ausgelastet, sie waren eine hochgezüchtete Maschine, die im Leerlauf lief. Alles war immer viel zu glatt gegangen, und jeder Widerstand war ferngehalten worden. Und das, was sich heute - mit einunddreißig Jahren - zeigte, wurde von der vollendeten Maschine hinweggefeht.

Aber es waren keine echten Probleme, gegen die Toni antrat. Und so suchte er weiter, was er nicht fand. Und er war wütend, weil er suchte und wütend, weil er wußte, daß er nichts finden

*würde. Ersuchte Gegner, keine Opfer.
Er suchte an der falschen Stelle...*

*

Die Zeit: Vier ganze Tage später. Nachts um dreiundzwanzig Uhr am Rande des Flusses. Der Ort: Das Landhaus der Cimarosas. Toni saß in der Dunkelheit und hörte.

Die Stereoanlage spielte ein Band ab, das uralt war. Die einsame Trompete des Zweiten Brandenburgischen Konzertes von Bach schrie durch den leeren Raum, der sich zwischen den beiden Ziegelmauern befand. Im Mittelpunkt der Schallkegel beider Lautsprecher saß Toni und war halb betrunken. Über ihm standen die klaren Sterne des südamerikanischen Himmels, und dazwischen bewegten sich unendlich kleine Punkte. Schlachtschiffe, die starteten oder landeten, riesige Kugeln, auf denen Männer sich anschickten, den Raum zwischen den Sternen zu erobern - oder, genauer gesagt: zu verteidigen.

Auch sein Bruder hatte es versucht und war dort draußen geblieben.

Ein anderes Geräusch.

Eine lässige Handbewegung drosselte die Lautstärke des Konzerts, und Toni hörte die letzten Umdrehungen einer Turbine. Dann legte das Boot draußen an, und gegen den hellen Hintergrund des Firmaments hoben sich die leichtgebückten Gestalten D'Arcys und eines anderen Mannes ab.

Toni stand auf. Er trug nichts als eine lange, enge Leinenhose und ausgetretene Mokassins. Licht flammte auf und beleuchtete die Steinfliesen, den schweren Sessel und das niedrige Tischchen, auf dem die Gläser, das Eis und die teilweise leeren Flaschen standen. Toni riß sich etwas zusammen, als er Glenn Caplan erkannte, den Leiter der Holdinggesellschaft seines Vaters.

„Guten Abend, Mr. Cimarosa“, sagte Glenn in seinem Baß und schüttelte die Hand Anthonys. Toni nickte und sah auf das gespannte Gesicht D'Arcys, der eine schwere und große Aktenmappe trug.

„Was soll's?“ fragte Toni. „Wenn man mich beim Trinken und bei Bach stört, müssen triftige Gründe vorhanden sein.“

„Sie sind triftig“, sagte D'Arcy und drückte die Tasten einer Robotanlage. Sekunden später schoben kleine Robotmaschinen zwei andere Sessel heran und stellten sie in einer Dreiergruppe zusammen. Der flache Tisch, der von den flinken Greifern der Maschinen abgeräumt wurde, stand jetzt in der Mitte. Der letzte Ton der Bachtrompete verklang zitternd. Dann standen nur noch die Dunkelheit und die Sterne über dem Platz.

D'Arcy ergriff die Regie der folgenden Szene. Er überspielte Toni, und der Erbe eines Dreihundert-Millionen-Betriebes hörte zu.

„Anthony Cimarosa - Sie sind der Erbe und der Herr über ein Realvermögen von etlichen siebzig Millionen in Konten und Staatsanleihen, in Fabriken und einer vollausgelasteten Raumschiffswerft. Sie halten das alles in der Hand und noch einiges mehr. Wollen Sie erfahren, was in Ihren jetzt vom Alkohol zitternden Händen ruht?“

„Werden Sie nicht unangenehm, D'Arcy“, sagte Toni mit einer sehr schweren Zunge, „und sagen Sie endlich, was Sie wollen.“

„Reißen Sie sich zuerst einmal zusammen. Ich werde Ihnen jetzt das geheimste Ding offenbaren, das diese Welt kennt. Etwas, von dem genau zwei Menschen auf Terra eine Ahnung haben, und ich weiß, daß niemand in Terrania davon weiß, ob er nun Adams, Rhodan und Bull heißen mag. Nur Caplan und ich wissen es.“

„Und in Kürze ich“, sagte Toni, „wenn ich richtig vermute.“

„Sie vermuten richtig“, sagte die unglaublich tiefe Stimme des Mannes mit dem weißen Haar und den zusammengekniffenen Augenlidern, hinter denen schwarze Kohlen zu brennen schienen.

„Los...“, sagte Anthony. Er wurde langsam nüchtern.

„Ihr Vater hinterließ ein Testament“, sagte D’Arcy, „und ein Tagebuch. Ich werde es Ihnen hierlassen, damit Sie es ganz lesen können. Sie werden die Beichte eines wahren Menschen kennenlernen, Ihres eigenen Vaters. Und nur die Stellen, die ich Ihnen jetzt und hier vorlesen werde, brauchen Sie nicht mehr zu lesen. Denn wir beide - Caplan und ich - wollen Ihre Entscheidung hören. Ist das klar?“

Toni nickte und sah niemanden an.

Eine kleine Robotmaschine kam aus der kleinen Küche des Landhauses gerollt und trug eine silberschimmernde Kanne auf dem Tisch ihres Rückens, und drei Gedecke mit Tassen, dazu Milch und Zucker.

„Es wird die Ernüchterung etwas erleichtern“, sagte D’Arcy knapp.

„Sie werden unverschämt“, sagte Toni laut.

„Seien Sie still“, befahl D’Arcy. Dann wartete er geduldig fünf volle Minuten, in denen die Männer zusammen vier Tassen schwarzen Kaffee tranken; Toni füllte sofort seine eigene Tasse nach.

Dann las D’Arcy laut vor.

„Das Sternbild des Löwen im Nordhimmel Terras ist bekannt; jedes Kind kann es dir zeigen, mein Sohn. Die Sonne alpha leonis wird auch Regulus genannt. Das ist wichtig, denn es erklärt manches. Diese Sonne hat vierzehn Planeten eingefangen, die in komplizierten Bahnen um das Zentralfeuer kreisen.

Das System alpha leonis ist steril.

So vollständig steril, daß keiner der vielen Planeten oder einer ihrer zahllosen Monde auch nur eine Spur von Leben, gleich welcher Art, tragen könnte. Die Planeten und deren Monde sind nichts anderes als kugelförmige Felsformationen einer Gesteinsart, die weder Erze, noch Gold, noch Quarz führt - nichts. In keinem einzigen Fall ist eine Lufthülle oder etwas Gleichwertiges festzustellen. Ich weiß es, denn das Schiff mit Glenn Caplan suchte das System sehr genau und sehr lange ab; fast zehn irdische Monate lang mit achtzig Männern, die von ihrem Fach etwas verstanden.

Der vierte Planet hat zwölf Monde.

Und einer dieser Monde hat einen Trabanten. Dieser Trabant ist nicht dort entstanden, sondern wurde zusammengesetzt aus vielen Erkenntnissen und noch mehr Material.

Und das ist die Geschichte: Ich bin ein alter Mann. Als vor einigen Tagen die Nachricht kam, daß Alistair gefallen ist, hatte ich nicht nur den Haß auf Keegy zu einem Teil meiner Gedanken gemacht, sondern auch an eine Pflicht gedacht, die ich diesem Imperium gegenüber habe, das mir ermöglichte, reich zu werden.

Achthundertundzwei Welten waren es, die Terra treu blieben, denn sie waren von rein terranischen Kolonisten besiedelt. Unter den elfhundertvierzehn Sauerstoffwelten aber gibt es viele, die nichts mehr wissen. Weder Dinge aus ihrer Geschichte, noch ihre Herkunft oder etwas genauere Dinge. Und darauf gründete sich der Plan, den ich zusammen mit Caplan und D’Arcy ausarbeitete.“

Der Diener schwieg und trank seinen Kaffee aus. Caplan hatte sich in dem Sessel zurückgelehnt und umspannte seine Knie mit den Händen. Die fanatischen Augen des Mannes blickten dort hinauf, wo sich die Sterne des Löwen zeigten.

„Das war vor drei Jahren?“ fragte Toni, jetzt vollständig nüchtern. D’Arcy nickte.

„Drei Jahre ist es her, aber wir brauchten nur ein halbes Jahr, um den Plan zu verwirklichen.“

„Lies weiter!“ bat ihn Toni, und Caplan wandte sich einen Moment lang dem regungslosen Anthony zu. Scheinbar unbeteiligt und abwartend fragte Caplan: „Interessiert es Sie, Mr. Cimarosa?“

Toni nickte bedächtig.

„Ja, das Thema beginnt mich zu fesseln. Hören wir, wie es sich weiter entwickelt.“

„Ein Gebäude besteht aus einer Vielzahl einzelner Ziegel“, las D’Arcy weiter. „Mag ein Stein

auch für sich betrachtet ziemlich wertlos sein; es ist doch die Summe vieler Steine, die den Bau erst ermöglicht.

So ist es auch mit den Welten des Imperiums.

Achthundertzwei Welten können eine gewaltige Imperiumsmacht ergeben, aber jeder Planet, der diese Zahl erhöht, ist wertvoll. Die Zahl der angeschlossenen Welten zu erhöhen, ist weniger eine Frage der Waffengewalt oder der politischen Einwirkung, als der missionarischen Arbeit.

Auf diesen restlichen elfhundertvierzehn Sauerstoffwelten leben verschiedene Siedlerstämme, wie wir wissen. Die Menschen auf diesen verstreuten Welten sind nicht zahlreich, und das Potential der Planeten ist meistens gering. Einige Kulturen sind auch unterhalb des allgemeinen Niveaus zu finden, und sie kennen nicht einmal mehr die Raumfahrt.

Rund drei Jahrhunderte genügen, um jede Spur zu verwischen. Dazu kam, daß viele Gruppen terranischer Kolonisten sich mit bereits dort wohnenden, degenerierten Nachkommen der Akonen oder der Arkoniden vermischten und eine neue Rasse hervorbrachten, denen die Kenntnisse der eigentlichen Heimat nur noch von Sagen und Märchen her bekannt ist. Der Geist des Menschen ist ungeheuer variabel, und daher können wir jeden bekannten Typ der Kulturen finden, von der altafrikanischen Stromkultur bis zu einer degenerierten Rasse, die ein Elektronengehirn anbetet und pseudoplatonische Gespräche führt. Alles ist möglich, und alles ist beobachtet worden.

Die Arbeit, die dazu gehört, diese verirrtten Welten wieder unter die anerkannte und erwünschte Herrschaft Terras zu bringen, muß in der Stille und in der Nacht geleistet werden. Unbemerkt, nicht nur von den Feinden, sondern auch von sämtlichen terranischen Behörden.

Nur Privatleute können ein solches Unternehmen starten.

Und wir starteten es.

D'Arcy, Caplan und ich. Ich war wichtig wegen des Geldes. Und ich unterschrieb die Schecks gern, denn ich konnte auf diese Weise verhindern, daß junge Menschen wie Alistair weiterhin im Raum starben und auf vergessenen, entfernten Welten.

Der vierte Planet der Sonne Regulus besitzt zwölf Monde; und der elfte Mond hat einen unsichtbaren Trabanten. Wir, die wir dieses Projekt starteten, nennen ihn den ‚violetten Mond‘.

Innerhalb von sechs Monaten war ein Asteroid eingefangen, in eine stabile Kreisbahn um den elften Mond gebracht und mit einem Schutzfeld umgeben. Dieses Feld macht Ortung fast unmöglich, schützt auch vor optischer Entdeckung und speichert obendrein noch die mühsam erzeugte Wärme und die abgestrahlte Energie. Nur, wenn die Sonne Regulus in einem bestimmten Winkel steht - Caplan wird es Dir erklären können, mein Sohn — leuchtet dieser Schirm violett auf. Es ist eine seltsame Farbe.

Innerhalb der kurzen Zeit war das Innere des Asteroiden ausgehöhlt und in eine Station verwandelt, wie es keine zweite in den Weiten der Milchstraße gibt. Drei schnelle Kreuzer der Städteklasse, in unserer eigenen Werft gebaut und ausgerüstet, gehören zur Station. Die Schiffe heißen BRASILIA, MANAOS und CRISTOBAL. Die Station selbst ist von zweihundertfünfzig Mann besetzt. Und jetzt begann die eigentliche Arbeit.“

Wieder schwiegen die drei Männer und sahen zu, wie der lange Feuerschweif eines Meteors oder eines gelandeten Raumschiffes die Nacht in zwei Teile zersägte. Schattenhaft huschten Fledermäuse über den Himmel, und irgendwo hörte man einen Alligator.

„Wir haben zahlreiche Schiffe unterwegs“, erklärte Caplan leise, „die nichts anderes zu tun haben, als Handel zu treiben. Ob es Felle sind, Seide oder ungeschliffene Steine, Duftstoffe oder seltene Pflanzengifte, Tiere für die verschiedenen Forschungsstätten oder die zoologischen Gärten - fast sämtliche exotischen Exporte laufen durch die Zollschranken unserer Firma. Wir kontrollieren siebzig Prozent des intergalaktischen Handels mit Exotika. Und diese Schiffe wurden jetzt eingesetzt.

Sie landeten auf zahlreichen dieser vergessenen Sauerstoffwelten und entführen Leute.

Teilweise brauchten wir niemanden zu entführen; die Männer kamen von selbst mit und unterzogen sich willig unserer Schulung. Es wurden prächtige Burschen daraus, Männer, die jeder Gefahr entgegensehen können und jede Sekunde ihr Leben für die Erde und für unsere Idee hergeben würden. Einige haben ihren Vorsatz bereits wahrgemacht; eine entsprechende Tafel in der Halle der Empfangshöhlen gibt Auskunft.

Wir haben bereits einige Welten dazu gebracht, sich dem Verband des Imperiums anzuschließen.“

„Tatsächlich?“ fragte Toni und beugte sich vor.

„Jawohl“, bestätigte D’Arcy. „Ich hoffe, Sie werden die Einrichtungen bald selbst besichtigen.“

„Wer weiß?“ antwortete Toni zweideutig.

„Das gesamte Projekt wird also von unserer Holdingabteilung getragen und von einem Teil des Privatvermögens, wie Spencer bestimmt hat. Auf der anderen Seite bringen uns die wirtschaftlichen Kontakte mit den wiederentdeckten Welten wieder neue Gelegenheit, Geschäfte abzuschließen. So wird sich die Geheimwaffe ‚Violetter Mond‘ bald selbst tragen und kann als verschleierter Posten aus unseren Büchern und damit aus dem wachsamen Augen der Finanzbehörden verschwinden.“

„Wer baute den Mond?“ fragte Anthony.

„Meistenteils die Männer, die wir verpflichten konnten und die auch dort blieben, um sich den Trainingspflichten zu unterziehen. Wir haben zweihundert ausgewählte Männer dort.“

„Mit den gekaperten oder freiwilligen Agenten?“ fragte Toni.

„Zusammen werden es rund zweihundertfünfzig sein - die Zahl verändert sich ständig, weil die Agenten die Station verlassen oder wieder neu eintreten.“

„Gibt es Bilder?“ fragte Cimarosa.

„Natürlich!“ D’Arcy nickte ernst und öffnete die Mappe. Er reichte Toni ein Bild, und Cimarosa beugte sich zur Lampe hinüber, um die Einzelheiten besser sehen zu können.

Ein Planet war zu sehen, ein staubgraubrauner Koloß vor einem Hintergrund aus Sternennestern und dem breiten Band des galaktischen Zentrums. Rechts über dem Planeten, der nicht vollständig wiedergegeben war, schwebte der Mond, dahinter sah man andere Trabanten. Das Licht der Sonne Regulus strahlte von rechts, in einem bestimmten Winkel.

Der Asteroid trat gerade aus dem Mondschaten heraus und rundete sich zu einer Kugel, die von dem vollkommenen Schleier eines hyperionischen Induktionsfeldes umgeben war. Und dieses Feld, etwa einen Kilometer von der zernarbten Oberfläche des Asteroiden entfernt, glühte in einem erbarmungslosen Violett auf. Eine drohende, böse Farbe, die stechend und tief vor den Sternen lag und das Bild beherrschte. Toni fühlte, wie sich seine Muskeln versteiften und wie die Härchen auf seinen bloßen Armen sich aufstellten. Ihn fror plötzlich.

Ein anderes Bild: Die CRISTOBAL schwebte ohne Düsenfeuer durch ein Loch in dem violetten Vorhang. Es sah aus, als schließe sich eine Amöbe um ein kugelförmiges Stückchen Plankton oder eine andere Nahrung. Das Silber des Schiffes wurde von dem Violett teilweise und schattenhaft zurückgeworfen; es spiegelte sich wie in einem matten Tümpel.

Das dritte Bild: Die Laderampen, die sich im Inneren einer riesigen, freitragenden Kuppel befanden. Die CRISTOBAL wurde ausgeladen, und eine Reihe kleiner, silberner Spindeln ruhte in stählernen Gestellen unter der Decke. Leitern, Kräne, gewaltige Tiefstrahler und Robots, die pausenlos Lasten in das verzweigte System der Höhlen und Gänge schleppten.

Andere Bilder: Agenten in fremdartiger Kleidung, fremdartige, humanoide Gestalten, die den Eindruck machten, als gingen sie mit einer feierlichen Miene auf ein bizarres Kostümfest. Ihre Waffen waren Speere und Schilde, oder gewaltige Vorderlader. Ein Agent trug die Umhänge eines Königsboten eines unbekannten Planeten, und das Wappen auf seiner Brust zeigte einen feuerspeienden Drachen. Es waren Männer und Mädchen, meistens nicht älter als dreißig Jahre - so schätzte wenigstens Toni.

„Und sie gehen also auf diese unbekannten Planeten und bringen sich in Gefahr, um zu

erreichen, daß aus alten Sagen Wirklichkeit wird und Terra wieder ihren schützenden Arm über vergessene Welten ausbreitet?“ fragte der Alleinerbe dieses gewaltigen Unternehmens.

„So ist es“, antwortete Caplan mit tiefer Stimme.

„Ich soll mich heute entscheiden, ob ich gewillt bin, weiterhin der Träger dieses Unternehmens zu bleiben, Geld zu geben und zuzusehen, wie ein grauenhafter Mummenschanz zu ernststen Folgen führen kann?“

„Nichts anderes, Mr. Anthony“, sagte D’Arcy hart.

„Heute - in diesem Zustand? Nein.“

Toni lehnte sich zurück und sah die beiden Männer an.

„Sie müssen das verstehen“, sagte er leidenschaftlich. Er merkte nicht, wie ihn D’Arcy anstarrte. „Ich bin heute nicht fähig, darüber zu entscheiden. Auch morgen nicht. Ich brauche Zeit - verstehen Sie das?“

„Natürlich, Chef!“ sagte Caplan und lächelte. „Es eilt nicht so sehr.“

„Sehen Sie...“, begann Anthony wieder. „Ich bin aus einem Leben herausgerissen worden, das alles andere als einfach war. Augenblicklich drohen mich die Ereignisse zu erdrücken, und deswegen habe ich mich in die Einsamkeit, zu Bach und Whisky geflüchtet. Und Sie kommen und stören mich.“

„Sie müssen uns aber versprechen, mit niemandem darüber zu reden. Es ist sehr wichtig“, sagte Caplan eindringlich.

„Das brauche ich nicht zu versprechen“, sagte Toni knapp, „denn ich glaube nicht, daß sich hierher jemand verläuft, dem ich es erzählen könnte. Geben Sie mir genau vier Tage Zeit - dann haben Sie eine bindende Entscheidung.“

Caplan nickte zustimmend, aber D’Arcy rührte sich nicht.

„Toni“, sagt er, und Toni erinnerte sich, lange nicht mehr so genannt worden zu sein. „Das hier ist Ihre eigentliche, große Chance. Sie wissen doch, wovon ich rede?“

Aus dem Schlangelächeln wurde ein Grinsen, als Toni sagte: „Warum, glauben Sie, denke ich vier Tage lang darüber nach, D’Arcy?“ Der Diener lächelte zurück. „Wir verstehen uns?“ fragte er. „Ich verstehe Sie völlig“, antwortete Toni. Er verabschiedete sich von den beiden Männern und fühlte den zupackenden, festen Händedruck des Wirtschaftlers Caplan. Er wartete, bis die Männer sich wieder entfernt hatten, hörte sie an Bord gehen und die Turbine starten. Dann übertönte das Surren der lautstarken Turbinen die Wellengeräusche, die von dem sich auf der Stelle drehenden Boot verursacht wurden. Die Düsenflamme leuchtete noch einige Zeit lang über das schwarze Wasser des Creeks; Mitternacht war längst vorüber.

Toni las weiter.

Er las, bis er einschlief. Die hereinbrechende Morgendämmerung und der Lärm, den die erwachenden Vögel und Insekten vollführten, trieben ihn fröstelnd unter einige Decken. Toni schlief bis weit über Mittag und stand auf, um weiterzulesen. Die letzten Worte seines Vaters waren an ihn gerichtet.

*

Genau zwanzig Stunden später bewegte sich Anthony Cimarosa mitten in der City von Brasilia. Er ging langsam die langen Schaufenster der Road Kubitschek entlang. Toni war im Gegensatz zum vorhergegangenen Abend gut angezogen; er trug eine elegante, leichte Jacke, lange Hosen und bequeme Schuhe. Er war rasiert und ausgeschlafen und vollständig nüchtern. Er suchte nichts und niemanden - er fühlte sich auf eine bisher unbekannte Weise wohl.

Das nächtliche Treiben der Viermillionenstadt Brasilia, der Metropole des gesamten südamerikanischen Kontinents, konnte einen jeden Menschen faszinieren. Fast alle Rassen der Erde und ein guter Teil der Kolonien und der verschiedenen, umweltbedingten Erscheinungsformen des Homo sapiens trafen sich hier wie in jeder Weltstadt an einem warmen Abend in dieser Jahreszeit.

Toni sah fremde Gesichter. Gutaussiehende, etwas gelangweilte Männer in fremdartiger Kleidung, bildschöne Frauen und Mädchen, und die malerischen Anzüge der Raumfahrer auf Urlaub, machten aus den Straßen in der Fußgängerzone Mosaiken, die sich wie in einem Kaleidoskop zu unendlich neuen Mustern veränderten und brachen. Eine Weile lang stand Toni auf einer Terrasse, sah den Fontänen zu und rauchte eine Zigarette, dann entschloß er sich, einen Kaffee zu trinken. Er drehte sich um und suchte nach einer Tür, einem Schild oder einer der langen Bartische. Er ging langsam über einen Hochweg, wich auf einer Treppe einem verwirrten Spaniel aus, hinter dem ein Mädchen herannte und ständig „Sugar!“ schrie. Als sich Toni wieder umdrehte, bemerkte er zwei Dinge und blieb stehen.

Am Ende eines langen, weißen Bartisches saß die Schwedin und las in einem Taschenbuch. Neben ihr waren mindestens zehn Hocker frei.

Nicoline Terjesen.

Vorsichtig und sich ständig entschuldigend bahnte sich Toni Cimarosa einen Weg durch die Menge. Er setzte sich auf den freien Hocker neben das Mädchen, und der weißgekleidete Purser hinter der Bar kam auf ihn zu. Eine Handbewegung hielt den Mann auf, und Toni sagte halblaut: „Wenn ich Ihnen so widerwärtig bin, wie es scheint, gehe ich lieber, Miß Terjesen.“

Sie klappte das Buch zusammen, blickte auf und sah ihm ins Gesicht.

Er hielt ihrem Blick stand, zwanzig Sekunden dauerte das Schweigen.

„Setzen Sie sich wieder“, sagte sie. „Es gibt Schlimmeres. Bitte - noch einen Kaffee!“ Der Mischling nickte.

„Zwei!“ verbesserte Toni, „und einen Calvados.“

Bis der Mann hinter der Bar die Getränke brachte, schwiegen sie beharrlich. Dann brach Toni das Schweigen.

„Sie finden mich natürlich höllisch widerlich und so“, sagte er und bot ihr eine Zigarette an. Sie zog eine aus dem Etui heraus und betrachtete lange das Monogramm auf dem Papier.

T. C.

„Sie taten ja alles“, sagte sie, nachdem er ihr Feuer gegeben hatte, „um mich völlig zu verzaubern.“

„Sie haben recht“, antwortete Toni und lächelte. Dieses Lächeln schien dem Mädchen Nicoline neu zu sein, denn sie betrachtete ihn mit geradezu wissenschaftlicher Neugier. Sie sah einen gutaussehenden Mann mit einer weißen Narbe quer über der rechten Wange, mit blauen Augen und kurzgeschorenem, dunkelbraunen Haar. Alles in allem, war Anthony ein anziehender Mann, trotz allem, was vorgefallen war.

„Ich werde Ihnen gelegentlich einen Farbabzug schicken“, versprach er und rührte im Kaffee herum, nachdem er den Calvados hineingeschüttet hatte.

„Ich werde ihn rahmen“, antwortete sie. „Und in meiner Praxis aushängen. Ich habe zuviel Kunden, vielleicht schreckt das ab.“

„Sie sind Psychiater?“ fragte Toni sarkastisch.

„Warum glauben Sie das?“

„Kombination. Assoziationskette über Keegy zu Ihnen.“

„Nicht schlecht“, sagte sie. „Ich bin Doktor der Medizin.“

„Ich bekomme immer mehr Achtung vor meinen Fähigkeiten“, sagte Toni und lachte laut. Ein erstaunter Blick begegnete ihm; gestern nacht erst hatte ihn D’Arcy so angesehen.

„Sagen Sie...“, begann Nicoline, „warum herrscht eigentlich dieser mordsüchtige Zustand zwischen Keegy und Ihnen?“

„Privatsache“, antwortete Toni kurz und hörte auf zu lachen.

„Wir sind nicht mehr in den Jahren der großen Ritterspiele“, sagte Nicoline nachdenklich und sah zu, wie einzelne Tropfen vom Löffel in die Kaffeetasse fielen und dort Ringe auf der Oberfläche zauberten. „Damals duellierten sich erwachsene Männer bis zum Tod, wegen irgendwelcher Lappalien. Können Sie mir nicht sagen, warum Sie Keegy umbringen wollen?“

„Es steht geschrieben in der Sure des Löwen“, sagte Toni, „daß ein Feigling keine Ruhe

finden und wiedergeboren wird in einem Hund. Und ein Mann, der einmal feige war, wird seinen Schild nie wieder zum Glänzen bringen - so steht es geschrieben.“

„Gute Allgemeinbildung“, sagte Nicoline.

„Schweizer Internat“, antwortete Toni.

„Trotzdem - warum ist Keegy in Ihren Augen ein Feigling?“

„In Ihren Augen keiner?“ fragte Toni aggressiv zurück. Das Mädchen schüttelte den Kopf, und es fiel Toni schwer, sich von dem Anblick der Haare loszureißen.

„Nein“, sagte sie. „Seit zweieinhalb Jahren ist Randolph Keegy nichts mehr, das entfernte Ähnlichkeit mit einem Mann hat. Er schläft nur noch mit Tabletten, hat Angst vor Mädchen und ist nur noch krampfhaft ich betone dieses Wort - bemüht, vor Ihnen und seinem Gewissen zu bestehen. Er war einmal der höchstdekorierte Offizier seines Jahrgangs aus Terrania.“

„Ich weiß es. Er war schon gut, als er in meiner Klasse saß“, antwortete Toni.

„Sie beiden haben voreinander eine gewisse Achtung. Warum, bei allen Sternen, bekämpfen Sie sich eigentlich?“

„Das werden Sie niemals verstehen“, sagte Toni und bestellte noch einmal zwei Tassen Kaffee und ein Glas. „Es ist schon für mich unverständlich.“

„Beichten Sie“, munterte ihn das Mädchen auf. „Los!“

„Nur, wenn Sie eine Gegenfrage ehrlich beantworten...“, sagte Toni. - „Sicher. Fragen Sie ruhig.“

„Wie würden Sie mich charakterisieren, wenn man Sie darum bäte. Ehrlich - ich bitte Sie darum, und Unliebenswürdigkeiten bin ich gewohnt.“

Nicoline Terjesen überlegte eine halbe Minute lang, dann sagte sie: „Ein gutgebildeter Nihilist, charmant und guterzogen, gutangezogen und anscheinend ohne Nerven. Das allerdings scheint mir ein gemeinsames Merkmal aller Nihilisten zu sein. Nihil kommt von den alten, netten Lateinern und bedeutet ‚Nichts‘ - das heißt, daß Sie nicht die Spur persönlicher Ideale kennen, und daß Ihr Leben arm ist, denn es hat keinen Inhalt. Eine ausgezeichnete, hochgezüchtete und gutgeölte Maschine mit enormer Wirkungskraft.“

„Sie haben völlig recht.“

„Die Gegenleistung?“ fragte Nicoline und hielt ihm eine neue Zigarette entgegen. Er zündete sie an und sagte: „Unsere Mutter starb ziemlich früh, und wir wurden nicht zu Hause erzogen. Wir beide verehrten unseren Vater, und Alistair und mein Vater verstanden sich sehr gut. Randolph Keegy verschuldete - und das ist bewiesen - den Tod meines jüngeren Bruders. Er wäre vor einigen Tagen siebenundzwanzig geworden. Der Trost von meines Vaters Augen war nicht mehr, und ich wurde mit der Rache beauftragt. Unsere Familie ist in diesen Ansichten etwas altmodisch.“

Seit drei Jahren versuche ich nun, diese Rache zu vollziehen, ohne Keegy direkt zu töten; dazu hätte ich unzählige Gelegenheiten haben können. Er büßt tausend Tage für eine Tat, die zwei Stunden gedauert hat.“

Schweigen.

Dann sagte das Mädchen mit einer ungewöhnlich harten Stimme: „Drei Narren. Drei Männer, die sich wie Raubtiere benehmen. Ihr Vater als der älteste hätte der Klügste sein sollen. Keegy hätte sich mit ihm aussprechen sollen, und Sie junger Narr brachten es nicht fertig, einen unmoralischen und unwürdigen Befehl nicht auszuführen. Ich kann nicht glauben, daß es solche Dinge heute noch gibt. Mafia, Sizilien, Cosa nostra... nichts mehr davon ist vorhanden, aber hier blüht und wuchert es. Haben Sie noch nie darüber nachgedacht?“

„Sicher. Nächtelang - aber es änderte nichts. Ich bin, sagte man mir, noch nicht erwachsen.“

„Wie alt?“ fragte Nicoline blitzschnell. - „Gut einunddreißig.“

„Keegy ist genau so alt. War es eigentlich Zufall, oder wollten Sie mich hier treffen?“ fragte Nicoline.

„Reiner Zufall, obwohl ich Sie schon immer an einem neutralen Ort treffen wollte. Ich stolperte über einen rassereinen, sehr dummen Hund und sah Sie.“

„Im übertragenen Sinne eine Pawlowsche Reaktion.“

„Genau. Wie denken Sie jetzt über die Sache?“ fragte Toni.

„Sie werden nicht aufgeben, bis Keegy restlos zerschmettert ist?“

„Wohl kaum. Ich versprach es meinem Vater.“

„Ihr Vater starb vor fünf Tagen.“

„Das Versprechen gilt immer noch.“

„Mittelalterlicher Ehrenkodex“, sagte Nicoline. „Es ist die einzige Verpflichtung in Ihrem Leben, und aus diesem Grund hängen Sie der Sache nach. Wenn es Ihnen gelänge, in Ihr merkwürdiges Dasein einen Zweck zu bringen, würden Sie Keegy großzügig verzeihen. Er würde dann zumindest mit dem Leben davonkommen.“

„Daran liegt Ihnen als seiner Freundin ziemlich viel!“ stellte Toni sachlich fest.

„Schade“, sagte sie. „Sie verwischen den guten Eindruck, den ich bisher von Ihnen gewinnen durfte, mit einer großzügigen Handbewegung. Ich bin nicht Keegys Freundin.“

Toni machte ein ungläubiges Gesicht.“

„Aber...?“

„Die Tatsache, daß ich ihn hin und wieder sehe, bedeutet gar nichts. Randolph hat Angst vor Menschen, und nicht nur vor Mädchen. Und ich helfe ihm, die armselige Illusion aufrechtzuerhalten, daß sich nicht jeder von ihm abwendet. Das ist alles.“

„Das glaube ich nicht“, sagte Toni und drückte seine Zigarette aus.

„Weil es nicht in die Schwarzweißzeichnung paßt, die Sie vom menschlichen Leben haben. Es ist nicht immer entweder - oder; es gibt feinere Regungen, die Sie nicht kennen.“

„Liebe?“ fragte Toni.

„Unzählige Arten und davon wieder zahllose Variationen. Soviel, wie es Menschen gibt. Waren Sie noch nie verliebt?“ Toni sah auf eine Flasche mit einem farbigen Etikett.

„Die Mädchen, mit denen ich verkehre, schätzen mich ungemein - in Verbindung mit dem Vermögen meines Vaters.“

Nicoline lachte kurz. „In welchen Kreisen verkehren Sie?“ „In den besten“, sagte Toni. „Dort ist es so üblich. Ein schöner Brauch, sozusagen.“

„Sie haben bisher zehn Jahre Ihres Lebens nicht nur verschenkt, denn davon müßte ein Mensch etwas haben, ein anderer Mensch. Sie haben dreieinhalbtausend Tage nicht gelebt, Mister Cimarosa.“

Toni senkte den Kopf und schwieg. Dann sagte er langsam und ziemlich leise, so daß es Nicoline kaum verstand: „Wer oder was schützt mich davor, die nächsten zehn Jahre ebenfalls auf diese Weise zu verbringen - wer versucht, einem Granitblock oder einer Maschine Leben zu verleihen... ich weiß, der Ausspruch ist einigermaßen kitschig, aber er stimmt auf seine Weise.“

„Ein Ballon, der nicht steigen wollte, warf Ballast ab - und er flog bis in die Wolken.“

„Rilke?“ fragte Toni.

„Nein - Terjesen. Praxis des Alltags. Bringen Sie mich nach Haus?“

„Mit dem größten Vergnügen. Zu Fuß?“ „Bei Ihrem Geld - nur mit einem Wagen. Roter Sportwagen, Dreilitermaschine?“

„Stimmt. Veraltet, aber mit großem Snop-appeal. Kommen Sie... zahlen, bitte, ja?“ Nicoline legte einen Schein auf die Theke. „Zusammen“, sagte sie zu dem Mischling, der sie freundlich anlächelte. Und zu Toni: „Nicht jeder Mensch schielt nach Ihrem Geld, Mister.“

„Sie verwirren mich“, sagte Toni, und er lächelte nicht mehr. „Das ist neu und sehr anstrengend. Ich versuche...“

Sie lächelte ihn an, und ihre grauen Augen zeigten kleine, grüne Lichter.

„Versuchen Sie es nicht. Versuchen Sie lieber, weniger zu denken. Hirn ist hinderlich, nicht immer, aber bei bestimmten Gelegenheiten.“

„Verdammt“, sagte Toni und schwieg.

Sie gingen sehr langsam über die weite, jetzt etwas weniger bevölkerte Hochstraße und über

die langen, weißen Treppen. Immer noch lief das Mädchen hinter dem dummen Spaniel her und rief: „Sugar, komm sofort her!“ Die Fontänen sprühten laut und lustig in die Luft und brachten einen Geruch nach frischem Wasser mit sich; versteckte Scheinwerfer machten das Wasser zu Kaskaden funkelnder Diamanten. Nicoline hängte sich bei Anthony ein, und er fühlte sich wie ein Junge, der für etwas belohnt werden sollte, für das er eigentlich Strafe erwartete.

„Wo ist der Wagen des reichen Prinzen?“ fragte das Mädchen.

„Er verbirgt sich inmitten einer Schar anderer Vehikel auf einem Parkplatz, der noch dreihundert Meter entfernt ist. Soll der Prinz die Märchenprinzessin tragen; hat sie Blasen an den Füßchen?“ fragte Toni, ohne sie anzusehen.

„Pah!“ sagte sie.

„Wo befindet sich das Märchenschloß?“ fragte Toni.

„Neben meiner Praxis“, sagte Nicoline.

„Und wo ist die Praxis?“ fragte Anthony wieder.

„Stadtrand. Malura Art Museum.“

Toni half ihr in den Sitz hinein, ging dann um den Wagen herum und setzte sich ebenfalls. Er startete die Maschine, wendete vorsichtig und steuerte auf die breite Straße hinaus.

„Sollen die Pferde der Kutsche galoppieren oder im Schritt gehen?“ fragte er, die Hand auf dem Schalthebel, „Galopp!“

Der Wagen schoß die Straße entlang, unterfuhr einen Viadukt, raste durch einen Tunnel und kam über eine Schleife bis an das Ufer des Sees, der vor Brasilia lag. Die breite Uferstraße war fast leer, und Anthony fuhr den Wagen fast aus. Seine ungeschützten Augen tränten, und das lange Haar des Mädchens flatterte waagrecht im Fahrtwind.

„Langsamer!“ schrie Nicoline. „Angst bekommen?“

„Nein - es schadet meiner Frisur.“

Mit gedrosselter Maschine glitt der rote Wagen fast lautlos die Straße entlang, immer dem Licht der vier Scheinwerfer nach. In dieser Zeit war ein solcher Wagen ein Anachronismus, aber einige junge Männer konnten sich diese Relikte aus einem versunkenen Zeitalter leisten, und niemand hinderte sie daran.

Eine Viertelstunde verging.

Der Wagen hielt an, als Nicoline die Hand auf Tonis Arm legte.

„Hier wohne ich.“

Toni sah an der glatten Fassade des Museums hoch; Glas, Beton und Stahl in sämtlichen Erscheinungsformen waren die Bauelemente. Zwei Eingänge führten auf die Straße hinaus, einer für die Hausbewohner und der andere in die Vorhalle des Museums.

„Ich hoffe, Sie finden es nicht unmoralisch, wenn ich Sie einlade, auf irgend etwas, Kaffee, Whisky, Tee oder Orangensaft?“ fragte Nicoline.

„Ich finde es nicht unmoralisch“, antwortete Toni und zog den Schlüssel aus dem Zündschloß. Er stieg aus, ging um den Wagen herum und half dem Mädchen aus dem Schalensitz.

Der Lift kam.

Sie drückte das oberste Stockwerk; es war das fünfzehnte. Dann klangen ihre Absätze auf dem Bodenbelag. Unwillkürlich dachte Toni an einen Hammer, der lange Nägel in das Holz eines Sarges trieb. Er schüttelte den Kopf und ging etwas schneller. Nicoline preßte ihre Daumen an eine gewisse Stelle des Türrahmens, und die Tür glitt auf. Die Schilder daneben bewiesen, daß Nicoline Terjesen Doktor der Medizin und praktizierende Ärztin war. Hinter Toni schloß sich die Tür.

Sie gingen durch das leere Wartezimmer, das leicht nach einem Desinfektionsmittel roch und kamen in die Praxis. Weiße Geräte, Stühle in Stahl und Leder, ein Schreibtisch mit einer echten Holzplatte. Vorbei... eine andere Tür glitt auf, und Lampen wurden eingeschaltet.

Niedrige Möbel mit goldfarbenen Stoffen überzogen, ein dunkler Spannteppich und zwei wertvolle Drucke nach Vlammick, daneben eine zentralafrikanische Tanzmaske. Große

Holztische und ein dunkelblauer Vorhang. Es roch leicht nach einem herben Parfüm.

Toni blieb mitten im Zimmer stehen.

„Das ist sehr schön“, sagte er etwas erstaunt. Als er sich umdrehte, sah er, daß er allein war. Nach einiger Zeit kam Nicoline zurück; sie hatte sich frischgemacht und trug zwei Flaschen und zwei flache Glasschalen in den Händen.

„Ich fand diese netten, alten Flaschen im Kühlschrank“, sagte sie. „Sekt - von einem reichen Patienten geschenkt und für besondere Gelegenheiten aufgehoben.“

„Sekt?“ fragte Toni. „Was ist das?“ Sie lachten. Toni wurde plötzlich ernst und verlegen, er zündete sich eine Zigarette an, ohne zu fragen.

Er lehnte sich an den Holzrahmen eines Sessels.

„Was haben Sie vor, Nicoline?“ fragte er.

Die Flaschen und die Gläser wurden auf die Tischplatte gestellt, und Anthony hörte die Geräusche wie in einem Traum, den er nicht begreifen konnte.

„Legen Sie Ihre Zigarette in die reizende, alte Schale und öffnen Sie eine Flasche. Das werden Sie doch können?“

Toni nickte und machte sich an dem Verschuß zu schaffen. Er pflegte Sektflaschen geräuschlos zu entkorken. Es gelang ihm auch jetzt, obwohl seine Finger leicht zitterten. Nicoline zog ihre Beine auf die breite Fläche eines Sessels.

„Trinken wir aus der Flasche?“ fragte sie. Toni bemühte sich, beide Gläser möglichst gleichhoch zu füllen. Dann stellte er die Flasche ab.

„Sie beantworteten meine Frage nicht“, sagte er beharrlich und sah Nicoline voll an. „Was haben Sie mit mir vor?“

Das Mädchen hob die Gläser an und berührte deren Ränder; das Glas klang auf. Dann reichte sie ein Glas Cimarosa. Toni zerdrückte seine Zigarette im Aschenbecher.

Sie tranken.

„Vermeiden wir dramatische Ausdrücke“, begann Nicoline. „Ich bin ein ziemlich egoistisches Mädchen. Ich liebe Pferde, wie Sie auch, Toni, und kenne daher die Menschen besser, als sie es ahnen. Ihnen, zum Beispiel, fehlt nur eine Kleinigkeit, um Sie zu einem Mann zu machen. Zu einem der besten Männer, die man sich denken kann. Antworten Sie nicht... ich meine es ernst. Und Sie wissen es so gut wie ich.“

Ihnen fehlt eine Bestimmung, eine Zielsetzung.

Und ich verliebe mich gern in richtige, echte Männer. Leider gibt es davon zu wenige, und diese sind meist in festen Händen oder im Weltraum.“

„Vermutlich“, sagte Anthony heiser, „verdiane ich es nicht besser, als daß Sie mich hier wie ein Oberschüler behandeln. Der Dialog ist übrigens ziemlich bühnenreif.“

Nicoline stand auf und blieb dicht vor Toni stehen.

„Stimmt - es ist etwas übertrieben, aber es stimmt alles. Ich bieten Ihnen eine echte Chance... ich schenke, um beschenkt zu werden. Nehmen Sie an?“

„Sie fragen noch?“ sagte Toni.

Zögernd streckte er in einer unsicheren Bewegung eine Hand aus, schob sie höher und strich dann langsam und zart über das Haar des Mädchens. Es hörte sich an, als ob es knisterte. Dann zog Toni den Kopf Nicolines zu sich heran und hob ihr Gesicht, so daß er in die grauen Augen sehen konnte. Die weiße Narbe über seiner Wange rötete sich, und seine Halsschlagader pulsierte heftig.

„Wenn du mich belogen hast“, sagte Toni düster, „dann werde ich dich zusammen mit Randolph Keegy vernichten. Ich sage es, weil du vermutlich ahnen kannst, daß ich einmal gegebene Versprechen einzulösen pflege... restlos, bis zum Ende. Sagst du die Wahrheit?“

Nicoline lächelte nicht, als sie sagte: „Du fragst noch, Toni?“

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter.

2.

Dongsoni der neunzehnte Planet der Sonne Antares, einem der hellsten Sterne des Himmels, drehte sich in einer Zeit von dreißig terranischen Stunden einmal. Er umrundete seine Sonne, die weiß und strahlend im Zentrum des Systems stand, in einer Zeit, die etwa zweieinhalb terranischen Jahren und einigen Tagen entsprach. Und auf dieser Welt wurde Aola Vohmai abgesetzt...

*

Die Nacht war kühl, aber nicht unangenehm.

Dongsoni hatte zwei winzige, weiße Monde, die in jeder Nacht einmal über den Himmel rasten - in gegenläufiger Bewegung. Aola stand auf und orientierte sich. Er stand auf dem trockenen Kies eines Flußbettes. Es war ein periodischer Fluß, denn nicht eine Spur von Feuchtigkeit war mehr unter den Steinen.

Innerhalb von fünf Minuten hatten die Maschinen ein tiefes Loch in die überhängende Uferböschung gebohrt, und der Antigrav der kleinen, weißen Spindel wurde mit dem winzigen Funkgerät gesteuert. Das Landungsboot - nicht viel mehr als ein Antigrav mit einer Kunststoff Umhüllung und einem Sitz - bohrte sich in das Loch; das Geräusch der Maschinen hörte auf.

In dieser Minute begann der schwierigste Auftrag Aola Vohmais.

Vor rund fünfunddreißig Standard Jahren war ein kleines Bündel Mensch, das meistens laut und erbittert schrie, einem Mann aus dem großen Raumschiff mitgegeben worden.

„Höre, o Mann“, sagte der Eingeborene in dem merkwürdigen Dialekt Dong-sonis. „Dieses ist mein Sohn, die Hoffnung meiner Seele, und ich bin ein alter Mann. Alle leiden wir unter dem Druck des Mannes, der sich ‚der Autokrat‘ nennt. Aola soll es besser ergehen. Willst du ihn mit dir nehmen, Mann?“

Der Mann dachte angestrengt nach, während sein Blick auf die hohen Stapel des wertvollen Dunkelholzes fiel, die von den Gabelstaplern im Laderaum verstaut werden sollten.

„Willst du, Vohmai, daß ich deinen Sohn erziehe?“ fragte er.

„Du sollst es tun, Mann. Er soll wiederkommen und den Autokraten töten“, antwortete der alte Mann.

„Und warum?“

„O Herr, der Autokrat und seine Schergen knechten das Land. Wir dürfen nicht sagen, was wir denken, und wir denken oft Böses über diese Männer. Aber - sie sind mächtig, und sie würden unser Leben nehmen.“

„Und nur die Pelzjäger, die Holzsucher und die Edelsteingräber sind geschätzte Männer?“ fragte der Aufseher aus dem Schiff wieder.

„So ist es, o Herr. Aber nur solange sie arbeiten können. Dann müssen auch sie hungern. Nimmst du Aola mit?“

Der Aufseher nickte.

„Er wird in vielen Jahren wiederkommen und euch allen helfen.“

„Ich danke dir, o Händler.“

Ein großer Edelstein wechselte seinen Besitzer, und der alte Mann tauchte zwischen den Holzstapeln unter.

Und jetzt war Aola Vohmai nach fünfunddreißig Jahren wiedergekommen.

Er holte eine der hier gezeichneten Karten hervor und studierte sie gründlich. Die Karte gab Auskunft; er befand sich nicht ganz dreißig Okas von Limbari entfernt, und ein Oka war etwas weniger als tausend terranische Meter.

Limbari war ein unsagbar trostloser Fleck, ein von Millionen Fieberfliegen siedender Sumpf.

Unterbrochen durch Lagerhäuser, die dicht vor dem endgültigen Zerfall standen, verrostete Maschinen und Gleisanlagen. Räder und Kranarme und andere technische Einrichtungen, bot die Siedlung einen erschreckenden Anblick. Die zerfallenen Überreste einer Ausbeutung der Landschaft und der Menschen, die schleichend langsam und kaum spürbar von ihrem eigenen Opfer verschlungen wurde. Noch zehn Jahre, und die Wildnis der Baumsteppe hatte alles überwuchert.

Vor hundert Jahren war Limbari ein großer Ort gewesen.

Hier hatte sich ein kleiner Raumhafen ausgebreitet. Die Straßen, die langsam ins Innere dieser fremden Siedlerwelt vorgetrieben wurden, kreuzten sich hier; und immer mehr Häuser, Hotels und Lagerhallen waren gebaut worden. Es dauerte lange, bis der kulturelle Umschwung kam.

Aber die Akonen, die in kleinen, verwahrlosten Gruppen hier von der Kultur ihrer Heimatwelten getrennt waren, vermischten sich mit den terranischen Siedlern, die größtenteils afrikanischer Abstammung waren, und eine neue Rasse entstand. Es war dies ein schleichender Prozeß, aber er war ebenso unaufhaltsam.

Vohmai machte sich auf den Weg.

Er warf die leichte Büchse auf den Rücken, klopfte seine Pfeife aus und lief langsam an. Er verließ nach zweihundert Metern das Trockenbett des versickerten Flusses und ging am Rand der L'maganda entlang, der kleinen Wüste vor den Toren der Stadt. Dann betrat er den Busch. Er kam an langen, grasbewachsenen Sandhügeln vorbei und an Käferstädten, die aussahen wie niedrige Kugelbäume. Die Längsachsen dieser tierischen Riesenwohnstätten waren von Süd nach Nord ausgerichtet, und genau im Süden lag Limbari. Kleine, feuchte Mulden, durch die sich ein Geäder von Salz hinzog, und von denen erschreckte Tiere aufsprangen, Vohmai mit glühenden Augen musterten und dann in rasenden Fluchten durch das Dickicht hetzten. Eine dumpfe Fülle kurzlebigen Pflanzenwuchses empfing die zerschrammten Stiefeln des Mannes: Tigerbambus, Kakteen und Sandlilien. Ein großer Vogel schwirrte durch die oberen Äste der Riesenbäume.

Während Aola Vohmai durch den knisternden und von nächtlichem Leben erfüllten Urwald vordrang, überlegte er die einzelnen Teile seines Auftrages.

Die Schuld trugen die unaufhörlichen Auseinandersetzungen des Imperiums mit seinen Gegnern.

Während der Raum von den mächtigen Schlachtschiffen durchpflügt wurde, trauten sich weder Springer noch andere, terranische Handelsschiffe nach Dongsoni. Sie würden sich unnötig in Gefahr begeben. Und die Siedlerkultur, die mit viel Schweiß und Arbeit aufgebaut worden war, ging in der degenerierten Stammeskultur der wenigen Akonenvölker auf. Jetzt lebte eine Million Menschen auf Dongsoni. Sie wurden beherrscht von einem Autokraten und dessen Truppe; Männern mit schweren Waffen und rauen Umgangsformen. Diese Gruppe fuhr in Schiffen die Urwaldströme hinauf, trieb die Steuern ein und veranlaßte, daß die kostbaren Felle, die gefällteten Dunkelholzbäume und die Edelsteinsäcke abgeliefert wurden.

In der Residenz, nicht weit von Limbari entfernt, stapelten sich ungeheure Reichtümer. Milliardenwerte lagerten dort - nutzlos. Der Autokrat und seine Leute lebten gut, während die verstreuten Siedlungen teilweise um ihr Leben rangen. Und dazu kamen noch die Einflüsse der Witterung; sie schufen eine Zone, in der die Faulheit und die Lethargie gediehen wie wuchernde Lianen.

Der grelle Strahl des Scheinwerfers leuchtete einige Sekunden lang auf und riß die Einzelheiten des kaum erkennbaren Urwaldpfades aus der Finsternis. Zwischen den Bäumen tat sich eine Lichtung auf, und Aola schickte den Lichtfinger hinüber, schwenkte herum und... Zwei Männer standen im Schatten einer Mauer, deren oberer Rand wie die Zinnen einer alten Festung abgebröckelt und von langen, weißen Salpeterspuren verunziert war; die großen Vögel des Waldes nisteten auf dem Dach der Hütte. Das Licht erlosch.

Vohmai ging weiter.

Nichts, aber auch nicht eine einzige erkennbare Einzelheit unterschied ihn von einem der

durch den Wald streifenden Jäger. Er besaß Karten von Fundorten -Steine und Hölzer - und er hatte die Koordinaten eines mittelgroßen Pelzlagers. Seine Kleidung bestand aus Leder, das hier gegerbt worden war, die Büchse mit den altertümlichen Explosivladungen, der Nadelstrahler im Gürtel und die Stiefel... alles waren Gegenstände, die hier erzeugt und verwendet wurden. Nur gewisse, kleine unsichtbare Dinge von überraschender Wirksamkeit stammten von den Mikrotechnikern der Station. Er, Aola, würde sie später dringend brauchen. Einige Minuten vergingen, dann unterbrach ein neuer Ton die Stille. Die Voca-Voca-Trommeln begannen zu arbeiten.

Ein hohler Baumstamm, mit zwei Schlegeln aus Stahlholz bearbeitet, war in der dünnen Luft des Äquatordschungels mehrere Okas weit zu hören, und die vielen kleinen Siedlungen waren nicht allzuweit voneinander entfernt. Nachrichten flogen schnell auf Dongsoni.

„... Pelzjäger unterwegs... zur Siedlung oder zur Residenz... er besitzt alte Büchse und Lampe... wird in vier Stunden etwa in Limbari sein...“

Aola entzifferte lächelnd den Text. Der Pelzjäger sprach die beiden Dialekte, die hier verwendet wurden, fließend. Es war einmal ein fast bis zur Unendlichkeit verzerrtes Interkosmo, zum anderen die Primitivsprache, die man von den Akonenstämmen übernommen hatte und die nicht mehr als siebenhundertfünfzig Wörter umfaßte. Aola schätzte, daß er etwa dreißig Tage brauchen würde, um seinen Auftrag zu erledigen.

Die Voca-Vocas wurden leiser und langsamer. Endlich hörte er sie nicht mehr.

„Lösen Sie den Autokraten ab und versuchen Sie, die Völker zu überzeugen, daß Kontakte mit der vergessenen Welt notwendig sind. Arbeiten Sie mit sämtlichen Tricks - der Erfolg ist einzig entscheidend. Sie erreichen unser Schiff durch das Funkgerät; eine ständige Wache wird Ihre Signale erwarten. Viel Glück.“

Das waren die letzten Worte gewesen, die Aola in der Station gehört hatte. Die Aktion „*Nacht des violetten Mondes*“ konnte beginnen.

Vohmai besaß die braune Haut und die bernsteinfarbenen Augen der echten Nachfolgegeneration Dong-sonis. Sein kleiner, wendiger Körper war dank eines intensiven Trainings und einer harten Schulung zu einem ausgezeichneten Werkzeug geworden, und dieser Auftrag war genau das richtige.

Vier Stunden später ging die Sonne auf.

Limbari lag als eine Art Insel in der Mitte eines flachen Talkessels und wurde auf drei Seiten von einem Strom umflossen, der aus den großen Wäldern kam. Der Große Ort besaß nichts mehr von der zweckmäßigen Schönheit, die ihn noch vor hundertfünfzig Jahren ausgezeichnet hatte. Keine Wand war gerade, kein Dach ohne Löcher, und nicht ein Quadratmeter des Straßenbelags war sichtbar. In einigen Jahren würden Regen, Sturm und Wildnis die Gegend um den Großen Ort restlos verzehrt haben.

Die Sterne waren verblaßt, und die beiden Monde hatten das Durchwandern des Firmaments eingestellt. Über den Wipfeln der Bäume, die hinter der Stadt und der Residenz des Autokraten standen, schossen silberne Speere über den Himmel und färbten ihn rostrot, dann weiß, und schließlich zogen die Morgennebel auf und gaben den hellblauen Himmel Dong-sonis frei. Vohmai hielt sich auf dem breiten Pfad, der neben dem lehmgelben Strom hinunter zur Siedlung führte, überquerte eine rostende Brücke und kam auf die verwahrloste, überwucherte Hauptstraße.

Die Leute standen auf und kamen vor ihre Häuser.

„He! Waldläufer. Viele Pelze vergraben?“

„He - Langschläfer. Fünfmal den Lastraum des Schiffes.“

„Der Autokrat wird dich loben, Pelzjäger!“

„Natürlich!“ grinste Vohmai zurück.

Er ging, nach beiden Seiten grüßend, durch die breite Hauptstraße auf den Palisadenzaun zu, der die Residenz vom Wohnort trennte. Rechts und links hinter den Wohnhütten standen die gewaltigen Stapel wertvollen Holzes, und die gemauerten Ziegelbauten, in denen die Felle

aufgehoben wurden. Seit Jahren war hier nicht ein einziges Schiff mehr gelandet.

„O Mann“, sagte Vohmai, „ich möchte deinen Herrn sprechen. Ich habe reiche Funde gemacht.“

Die Wache neben dem Tor aus Baumstämmen sah ihn an. Es war ein Eingeborener, wachsam und breitgewachsen, verwahrlost und schwerbewaffnet.

„Waldläufer“, sagte er in dem krächzenden Singsang, der die Eigentümlichkeit der Stämme vom oberen Fluß war, „du bist, wie mir scheint, von Sinnen. Der Autokrat schläft - und er wird so schnell nicht aufstehen, um deine verlauste Gestalt zu sehen.“

„Sieben Flöße Dunkelholz und einige Lasträume voll Pelze, Lasträume im Boote deines Herrn, o Mann.“

„Warte“, sagte die Wache und verschwand.

Der Stiefel des Pelzjägers bewegte sich und machte dicht neben dem Tor ein kleines Loch in die Erde. Blitzschnell verschwand ein langer, eisern schimmernder Stab aufrecht in diesem Loch, und Sekunden später drückte Vohmai vorsichtig und unbeobachtet die Erde wieder fest und schob eine Ranke darüber.

Einige Minuten vergingen.

Aola trat einige Schritte zurück, lehnte sich mit dem Rücken an die Palisadenwand und zog die Krempe des weichen Hutes aus Wildleder über die Augen. Innerhalb von Sekunden schlief Vohmai. Als die Wache zurückkam und berichten wollte, daß der Autokrat den Pelzjäger in zwei Stunden sehen wollte, betrachtete er den Schlafenden, spuckte aus und setzte sich wieder auf die breite Holzbank neben dem Tor.

*

In der Mitte der großen Äquatorwälder gehen Dinge vor sich, die nicht greifbar sind, und ewig unerklärlich bleiben werden. Das wußte der Autokrat, denn er war ein Mann dieses Volkes. Rücksichtslosigkeit, Kaltblütigkeit und Gerissenheit hatten ihn vorwärtsgebracht, und jetzt stand er hier und wartete auf das Händlerschiff.

Er wartete seit fünf Jahren.

Fünf Jahre lang hatten er und seine dreißig Männer, ausgerüstet mit vier geländegängigen Fahrzeugen, einem alten Antigrav und einem flachgehenden Flußboot mit Dieselmotor die Ernten eingetrieben, die Edelholzstapel aufgebaut und die Felle gestapelt. Von den Steinen, die hier aufbewahrt wurden, nicht zu sprechen. Es waren mindestens vier Schiffsladungen, und der Wert war unübersehbar.

Der Autokrat wachte auf, blinzelte und sah sich um. Er betrachtete das große, unaufgeräumte Zimmer mit den wertvollen Pelzen, den Ledersesseln und den Waffen, die an den Wänden hingen, oder über den Tischen lagen. Er sah das Eingeborenenmädchen - sich selbst bezeichnete er nicht mehr als Eingeborenen, obwohl er lebte, dachte und handelte wie einer von ihnen - das seit einigen Tagen mit ihm lebte und knurrte etwas Unverständliches.

„Nur so lange, bis das Schiff kommt. Dann wird alles anders - dann werde ich diese widerlichen, stinkenden Planeten verlassen als ein reicher Mann.“

Das Mädchen rührte sich etwas, und ihre braune Schulter kroch unter der Decke hervor.

„Was ist, o Herr?“ fragte sie verschlafen.

„Nichts“, sagte der Autokrat, „halte den Mund.“

Er stand auf, ging aus dem Zimmer und wusch sich flüchtig. Dann riß er die Fenster auf, und die frische, nasse Luft des Morgens drang herein. Die Residenz war aus Baumstämmen, Lehmziegeln und Grasmatten erbaut worden; sie lag in einem weiten Viereck um einen Innenhof, in dem Bäume standen und ein kleiner Quell über Steine lief. Der Platz war vor Jahren sorgfältig ausgesucht worden.

Der Mann war fünfundzwanzig Jahre alt, war dick und gewalttätig, aber ungeheuer gerissen. Er und seine Männer stellten die eigentlichen Herrscher über das verstreute Millionenvolk

dar, das sich ihren Wünschen beugte und gehorchte.

Wie lange noch?

„Steh auf“, brüllte er in das Zimmer hinein, „steh auf und mache etwas zu essen!“

„Ja - Herr“, sagte das Mädchen und rannte hinaus. Der Autokrat lachte dröhnend hinter ihr her. Dann ging er in die Halle hinüber, in der er seine Geschäfte abwickelte, die Listen zusammenschrieb und mit seinen Männern verhandelte. Hier waren auch die Waffenschränke, die Munitionskisten und der Hyperraumsender, den niemand auf dieser Welt reparieren konnte.

Der Autokrat nahm einen Schlegel und hieb damit gegen das Fell einer flachen, zylindrischen Trommel, die neben dem mächtigen Tisch stand. Der Donner der Schläge dröhnte durch die Räume und ein Posten erschien sofort.

„Du hast nach mir verlangt, o Herr?“ fragte er und blieb bei der Tür stehen. Sie bestand aus dichten, gewebten Pflanzenmatten, die unglaublich schmutzig waren.

„Was gibt es Neues?“

„Ein Pelzjäger will dich sprechen, Herr. Er wartet draußen vor den Palisaden und schläft, weil er nicht hereingelassen worden ist.“

„Wo ist das Essen?“ brüllte der Autokrat und sagte dann, etwas weniger laut: „Gib ihm einen Tritt, wecke ihn auf und bringe ihn her. Hat er viel gefunden?“

„Er sagte es, o Herr.“

Das Mädchen kam verschüchtert herein und stellte Schalen und einen Krug auf den Tisch. Sie behielt die Platte in den Händen und erschrak, als sie der Autokrat anbrüllte: „Verschwinde!“ Sie lief aus dem Raum.

Der Vorhang wurde zur Seite gerissen, und Aola Vohmai kam herein. Das Gewehr war ihm abgenommen worden, und er sah, daß neben dem Essen eine Zweihandwaffe und ein Strahler auf der Tischplatte lagen, mitten unter Papieren und Stiften und einem Patronengurt.

„So. Wie heißt du?“

„Aola Vohmai.“

„Pelzjäger?“ fragte der massige Mann, der unrasiert hinter seinem Essen saß.“

„Pelzjäger und Steinsucher.“

Vohmai nickte schwer.

„Wo?“ fragte kauend und undeutlich der Autokrat.

Aola stand auf und trat an eine primitive, aber sehr übersichtliche Karte der Wälder. Seine schmutzigen Finger deuteten auf zwei bereits abgegriffene Stellen.

„Hier habe ich ein Lager von ungefähr siebenhundert Pelzen. Es sind Regenzeitpelze, besonders wertvoll. Und zwei Steinadern habe ich gefunden, aber sie sind nur kurz vor der Regenzeit zu erreichen.“

„Warum?“ fragte der Autokrat. „Setze dich hin...“

Seine fleischige Hand mit einem gewaltigen Ring am kleinen Finger deutete auf einen Sessel vor dem Tisch. Er bestand aus schweren Holzbohlen, mit Lederschnüren zusammengehalten und mit Fellen bedeckt.

„Es ist ein Felsen, der mitten im Strom steht. Wenn das Wasser nicht bis fast zur jenseitigen Uferlinie zurückgewichen ist, kann man nicht heran. Und das ist nur der Fall, wenn der Fluß ausgetrocknet ist.“

„In Ordnung“, brummte der Autokrat. „Zwei Zehntel gehören dir, wenn die gesamte Ladung eingebracht ist. Es wird ungefähr drei Andorn dauern. Also dreißig Tage.“

Aola Vohmai nickte.

„Noch etwas?“ fragte der Autokrat kauend und schmatzend. Aola nickte.

Er ließ seine beiden Arme links und rechts von der Lehne herunterhängen. Der Autokrat konnte beobachten, was bis zur Brusthöhe vorging, aber was die Hände des Pelzjägers taten, sah er nicht. Sie befestigten ein winziges Gerät, das an einem Stahldorn befestigt war, unter dem Sitz.

„Ja...?“ fragte sein Gegenüber.

„Herr“, begann Aola langsam und nachdenklich, und sein schmales Gesicht wurde konzentriert und verschlossen. „Ich habe dir etwas zu erzählen. Wer hinter dem Schiff des Mächtigen rudert, rudert mit halber Kraft und kommt auch ans Ziel.“

„Du bist gerissen, nicht wahr?“ fragte der Autokrat. Vohmai nickte wieder. „Los, erzähle!“ forderte ihn sein Gegenüber auf.

„Die Leute am oberen Fluß, Herr, sie erzählen seltsame Geschichten. Sie haben einen wandernden Märchenerzähler einige Wochen bei sich aufgenommen, und er hat ihnen erzählt, daß alle diese Menschen auf dieser Welt von einem Planeten abstammen, der sich Erde nennt. Erde oder Terra - sagte er. Sie glaubten es, denn er war ein König unter den Geschichtenerzählern.“

„So... Erde oder Terra. Was sagte er noch?“

Langsam sagte Aola: „Vieles und manches. Er erzählte von der Macht und der Herrlichkeit der Erde, von ihren Schiffen, die zwischen den Sternen des Himmels fliegen und hier nicht landen, weil du, Herr, es ihnen verboten hättest. Ich kann nichts dafür - ich hörte es nur.“

Vohmai kannte das Gemüt der zurückentwickelten Siedler. Sie waren jederzeit Sagen oder Prophezeiungen zugänglich, und die Natur der dichten Wälder ließ nicht nur Pflanzen, sondern auch die Phantasie wuchern. Und wenn der Posten, der hinter der rechten Wand stand, die Worte seinen Kameraden erzählte, so dauerte es nicht mehr lange, bis die Vocas die neue Botschaft bis an den Oberlauf des Flusses getragen hatten. Und er, Vohmai, würde dafür sorgen, daß die Verwirrung nicht wieder abreißen konnte.

„Sie erzählten auch, daß im Monat des Flußteufels eine bestimmte Nacht heranbrechen würde. Sie nannten sie *die Nacht des violetten Mondes*. In dieser Nacht sollten merkwürdige Dinge geschehen. Sehr merkwürdige Dinge.

Zuerst wirst du, o Herr, deine Männer und Kameraden erschießen lassen und ihre Seelen dem neuen, dem dritten Mond opfern. Dann wird dieser violette Mond einen langen Feuerschweif bekommen und über das Land fliegen. Und überall, wo er fliegt, werden sich die Stämme versammeln und sagen: Seht - der violette Mond ist gekommen. Jetzt kommt die Zeit, in der uns ein Königsbote der Erde besucht und uns viele Dinge bringt. Das Feuer aus den Glaskugeln, die Wagen, die ohne Zugtiere rollen und die Stäbe, aus denen es blitzt. Und du wirst dein Amt aufgeben und dich in die Wälder flüchten.“

„Sind sie wahnsinnig geworden?“ schrie der Autokrat. Sofort war der Posten im Zimmer und hielt die Waffe in der Hand. Das rote, wütende Gesicht seines Herrschers richtete sich ihm entgegen.

„Ich habe dich nicht gerufen verschwinde.“

Der Posten gehorchte.

Einige Minuten lang herrschte tiefes Schweigen in dem Raum. Die Hitze des Tages nahm zu, aber die dichten Grasdächer wehrten sie ab und machten, daß diese Halle schattig und kühl blieb. Abgesehen von dem moderigen, abgestandenen Geruch, der alle Gegenstände umgab und in der Luft schwebte, war es hier ruhig und still - eine Oase der Ruhe. Doch diese Ruhe war trügerisch.

Die Nacht des violetten Mondes...

„Ich verstehe“, flüsterte der Autokrat. Er wandte seinen Blick Vohmai zu, und dieser gab seinen Blick ernst zurück. Ein tiefes und schwer zu ergründendes Gefühl lag in diesem Betrachten, ein Zug von Herrschsucht, von Brutalität, eine Flamme des Zweifels und dann ein plötzliches Auflodern von Haß. Oder etwas, das nahe mit dem Haß verwandt ist; eine Spur der Erkenntnis, jetzt oder später zu zahlen für alte Schulden. Das Gesicht des Autokraten verfiel plötzlich. Spuren der Unsicherheit gruben sich in seine Züge.

„Das sagen sie am Oberlauf?“ fragte der Autokrat heiser.

„Sie sagen es, Herr“, bestätigte Aola Vohmai leise. „Sie tanzen in den Nächten, und die Vocas haben es weitergegeben. Alle Menschen auf Dongsoni wissen es und warten.“

„Wie lange haben wir noch bis zum Monat des Flußteufels?“

„Noch zwanzig Tage. Und die betreffende Nacht ist die dritte des Monats.“

Die fleischige Hand schob sich hilfesuchend über den Tisch und näherte sich dem Pelzjäger, der inzwischen ein nadelgroßes Gerät in die festgestampfte Erde des Bodens getrieben hatte. Die Rundumlinse eines mikroskopisch kleinen Aufnahmegeräts verbarg sich hinter dem Stuhlbein und würde zu arbeiten beginnen, wenn es an der Zeit war.

„Und die Menschen freuen sich darauf, Kontakt mit der Erde zu bekommen?“

„Sie tanzen einen neuen Tanz darüber. Sie nennen ihn den Tanz des landenden Schiffes.“ Vohmai log bewußt, denn der Autokrat selbst würde dafür sorgen, daß die Menschen diesen Tanz zu den Klängen der großen Knochentrommeln tanzen würden. Viele Speere wurden geschliffen, und die Bogensehnen eingeölt, und die letzten Patronen der alten Büchsen wurden gesammelt und in die Kammern geschoben.

„Sie tanzen...“, sagte der Autokrat.

Vohmai nickte.

„Du bist müde“, sagte der schwere Mann hinter dem Tisch zu dem Jäger. „Ich lasse dir ein Zimmer räumen, du kannst hier schlafen. Willst du?“

Vohmai schüttelte den Kopf.

„Ich war fünfundzwanzig Andorn nicht hier. Meine Weiber werden sich Liebhaber genommen haben, und ich kenne meine Kinder nicht mehr. Ich möchte mein Haus sehen.“

„So sei es“, sagte der Autokrat. „Ich bitte dich, morgen abend wiederzukommen und mir zu erzählen, was du noch alles gesehen hast. Was weißt du von Terra?“

„Ich werde kommen“, sagte Vohmai. „Und von der Erde weiß ich nicht mehr, als alle anderen Menschen dieser Welt. Es ist ein mächtiger Planet, von dessen Bewohnern wir abstammen sollen und der uns eines Tages viele Schönheiten schicken wird - und mit dem Boten der terranischen Könige werden wir die Hände schütteln und ein großes Palaver machen. Nach der Nacht des Mondes - sagen die Leute.“

„Gut“, sagte sein Gegenüber. „Gehe jetzt, und komme bitte morgen abend wieder.“

„Ich werde kommen, Autokrat. Ich hoffe, du weißt meine Erzählungen zu schätzen.“

„Ich werde dir Geschenke geben“, versprach der alte Mann.

Vohmai ging und wanderte langsam die Hauptstraße hinunter. Er verließ den Großen Ort und ging hinüber, wo er den Rand des ehemaligen Raumhafens wußte.

Dort stand eine Hütte, vor der ein junges Mädchen saß. Sie bereitete einen Teig aus stärkehaltigen Baumfrüchten und sah auf, als Vohmai kam. Dann erinnerte sie sich an den kleinen Kasten, der vor einem Andorn auf der Schwelle des Hauses gelegen hatte und ihr dreimal erzählt hatte, daß Aola kommen würde, Aola, der Mann, der die Herrschaft des Autokraten brechen würde.

Sie stand auf, und Aola sah, daß sie hübsch war. Sie sah ihm ruhig entgegen, als er sich näherte.

Sie betrachteten sich gegenseitig. Der Mann stützte beide Hände auf die Büchse, und das Mädchen hielt die Schale an ihre Hüfte.

„Weib, was treibst du hier?“ fragte Aola.

„Herr“, sagte sie ruhig. „ich warte auf einen Mann, der sich Aola nennt und gekommen ist, die Macht des dicken Mannes zu brechen.“

„Was hast du hier?“

„Brotfrüchte, aus denen ich einen Teig mache.“

„Wofür ist dieser Teig?“

„Für den Mann, der da kommt und sich Aola nennt.“

Aola lachte leise.

„Ich sehe, Weib, daß du keine Angst vor mir hast. Das kleine, weiße Kästchen hat zu dir gesprochen, und du hast es dir gemerkt. Ich bin Aola Vohmai, der Pelzjäger. Nimmst du mich auf?“

Sie lachte ihm ins Gesicht.

„Du bist schmutzig und schwitzt - aber du wirst erwartet. Komm herein.“

Sie ging vor ihm in die Hütte, und Aola sah, daß das Innere ungewöhnlich gut eingerichtet und sehr sauber war. Für ihn war ein erhöhtes Lager zurechtgemacht, mit drei bunten Decken, aus geklopften Pflanzenfasern und den Flaumfedern kleiner Vögel gewebt. Er stellte seine Büchse in eine Ecke und riß sich die Lederjacke von den Schultern.

Schweigend stand das Mädchen neben der Tür und sah ihm zu.

„Wasser?“ fragte Vohmai.

„Hinter dem Haus“, sagte das Mädchen. „Sie werden dich hier nicht suchen?“

„Nein. Ich sagte ihnen, daß meine Weiber auf mich warten würden und meine Kinder.“

„Gut.“

Vohmai zog eine Lederschnalle seiner Stiefel zur Seite und blickte auf die kleine Zeituhr, die sich versteckt zwischen den Nähten befand. Es war die elfte Stunde. Er konnte jetzt acht Stunden oder neun schlafen. Er zog sich die Stiefel aus, die ledernen Hosen und das grobe Flachsleinenhemd und wusch sich gründlich. Dann legte er sich zwischen die Decken und schlief sofort ein.

*

Die Sonne Antares war aufgegangen; die wenigen Morgenwolken schwanden dahin als flüchtiger Wasserdampf, und die feurige Kugel stieg und stieg. Sie stand im Mittag, und sie stieg wieder in die Nachmittagsbahn. Das Viereck am Boden der Hütte - ein Karo aus weißgelbem Licht, das von einem Loch in dem Grasdach herrührte - wanderte und berührte endlich das Gesicht des Schläfers, der aus den Wäldern gekommen war, um die Macht des Autokraten zu brechen.

Es war die neunzehnte Stunde, und etwas darüber.

Aola Vohami wachte auf und blieb noch einige Minuten in der angenehmen Dämmerung zwischen Schlaf und Wachen liegen und überlegte. Vor einem Tag war aus der Lastenschleuse des Kugelschiffes BRASILIA abgeschossen worden, und der winzige, spindelförmige Antigra war mit ihm heruntergeschwebt auf die dunkle, Ungewisse Nachtseite Dong-sonis. Er hatte das Fahrzeug vergraben, die Maschinen abgeschaltet und sich auf den Weg gemacht.

Währenddessen kreiste das Schiff um den Planeten. Unsichtbar und lautlos, aber gegenwärtig. Auch das Kästchen war von einem Gleiter abgeworfen worden, die Karten, das Fellager und die Steinader waren genau ausgerechnete und bewiesene Realitäten. Nichts war künstlich oder ungewiß, und sein Auftrag konnte weitergehen.

„Herr - das Essen“, sagte eine Stimme.

Aola sah sich um.

Das Mädchen hatte einen flachen Tisch neben sein Lager gedrückt und gedeckt. Neben flachen, gebrannten Tonschalen standen abgeschrammte Plastiktassen der terranischen Kultur, von der man nur noch Reste sehen konnte.

„Fein“, sagte Aola. „Ich bin in die richtigen Hände geraten.“

„Wann wirst du mit deiner Arbeit anfangen?“ fragte sie gespannt.

„Ich habe bereits Furcht und Zweifel in die Residenz des Autokraten gebracht. Und in dieser Nacht werden andere, rätselhafte Dinge geschehen. Kannst du die Voca-Vocas schlagen?“

„Besser als jeder andere im Großen Ort.“ Das Mädchen war sehr jung und sehr - stolz. Sie war Ovehsi, die Tochter des Sohnes eines der letzten Bürgermeister des Großen Ortes, Limbari.

„Ich verstehe“, sagte Vohmai und begann zu essen. Später, nachdem er eine Pfeife zu Ende geraucht hatte und sich bequem zurücklehnte, sagte er: „Wir werden heute nacht mit den Voca-Vocas neue Botschaften das Land entlang des Flusses hinauf schicken. Die Nachricht

vom Niedergang des Autokraten und von der Furcht seines Herzens.“

„Und von der Macht des violetten Mondes?“

„Auch von ihr.“

„Wird man dich - nach einem großen Palaver natürlich - als Stimmberechtigten für die Millionen Menschen anerkennen?“ fragte Vohai und lächelte das Mädchen an.

Sie nickte. „Ich hoffe es“, sagte sie fest.

„Gut.“

Eine Stunde später hatte Vohmai ein winziges Empfangsgerät aufgestellt und eingerichtet. Der hauchdünne Senderstrahl war auf die beiden Nadeldetektoren gerichtet, die sich in der Halle der Residenz befanden. Auf einem Bildschirm, kaum zigaretenschachtelgroß, war das Bild der Halle zu sehen, und aus einem seitlich angebrachten Lautsprecher drangen verschiedene Geräusche. Vohmai schaltete die Anlage wieder aus und wandte sich an das Mädchen.

„Ovehsi?“

„Hier. Aola!“

„Gehe jetzt hinaus zu den Voca-Vocas und gib dreimal folgende Botschaft durch: Im Monat des Flußteufels, am dritten Tag, wird sich ein dritter Mond am Himmel zeigen. Er wird einen langen Schweif bekommen und in violetter Farbe leuchten - wie ein fürchterliches Auge des Nachtgottes. Dann wird der Mond sich herabstürzen, um den Autokraten zu vernichten. Tanzt, o ihr Leute, tanzt... und kommt in dieser Nacht in den Großen Ort Limbari. Dort wird der Königsbote von Terra erscheinen.“

„Das ist eine lange Botschaft, Aola. Soll ich sofort anfangen?“

Der Pelzjäger nickte.

Und die Voca-Voca-Trommeln begannen zu ticken und zu pochen. Und der Schall trug die Nachricht durch die Nacht. Die Bewohner des Großen Ortes hörten sie, und die Leute am Unterlauf des Flusses auch. Sie liefen zu den Palaverhäusern und rührten die Schlegel ihrer Beintrommeln und die Stahlholzstücke der Baumtrommeln. Die gesamte Nacht lang wurde die Nachricht verbreitet.

Dreimal schlug Ovehsi die Botschaft, dann versteckte sie die Voca-Vocas. Inzwischen saß Vohmai vor dem Empfänger und sah zu, wie einer der Wächter aus der Garde des Autokraten die Botschaft der Voca-Vocas übersetzte. Es war, als habe man eine Käferstadt zerbrochen, und die Tiere rannten durcheinander und bissen jeden und alles, das sich ihnen in den Weg stellte.

Der Autokrat tobte und schrie, und er schrie, weil er seine Angst übertönen mußte. Die Wachen und die anderen Männer standen herum und wußten nicht, was sie sagen sollten.

„Ihr Narren!“ schrie der Autokrat. „Ich zahle euch, ich lasse euch in den weichen Betten der Residenz wohnen, und ihr werdet zu faulen Weibern. Habt ihr noch nie gehört, daß man am Oberlauf zu einem Aufstand rüstet?“

„Nein - niemals, o Herr!“

„Niemand, o Herr!“ wiederholte der Autokrat, schäumend vor Wut und Verzweiflung.

„Übermorgen früh werden wir eine Strafexpedition ausrüsten und uns die entsprechenden Häuptlinge herausuchen. Es gibt genügend Bäume in den Wäldern, um sie daran aufzuhängen. Ihr faulen, feigen Affen - ihr wollt mit mir zusammen diese Welt verlassen? Eher bringe ich euch vorher um. Raus mit euch - sonst verliere ich meine Beherrschung.“ Er langte nach der Maschinenpistole.

Der Raum leerte sich. Und sofort hörte man wieder das Pochen einer weit entfernten Voca-Voca: „... Autokrat plant Strafexpedition in die oberen Wälder. Geht in den Dschungel, ihr Männer, nehmt die Bögen und die Speere und die Flinten mit, sonst seid ihr verloren. Und tanzt den langen Tanz des landenden Schiffes.

Sonst seid ihr verloren, Häuptlinge...“

Die Voca-Voca schwieg wieder.

Es dauerte Stunden, bis in der Residenz die Ruhe einkehrte. Die Wachen rannten entlang der Palisadenzäune, und der Autokrat ging unruhig in der Halle umher. Er betrachtete die Wandkarte seines Reiches und wurde immer unruhiger.

Eine Million gegen einunddreißig.

Es halfen weder Maschinenpistolen noch Nadelstrahler, weder das Boot noch die geländegängigen Fahrzeuge. Er mußte eine deutliche Warnung aussprechen und einige der Häuptlinge vor sich haben. Das würde abschrecken und helfen. Morgen abend... nach der Unterredung mit dem Pelzjäger.

Spät nachts legte sich der Autokrat nieder. Er rief nicht einmal mehr dem Eingeborenenmädchen. Er konnte nicht einschlafen.

Vor der Hütte Ovehsis legte Aola Vohmai beruhigt das Fernglas aus der Hand. Das optische Instrument war entstanden, indem Vohmai eine Reihe von gefaßten Linsen aus verschiedenen Säumen seiner Kleidung herausgenommen und nach einer durchlaufenden Numerierung zusammengesetzt hatte. Er sah, daß das Licht hinter dem Vorhang vor des Autokraten Schlafraum erlosch und lachte Ovehsi an. Das Mädchen saß daneben und hatte einen Krug voller Palmwein neben sich stehen. Von Zeit zu Zeit schüttete sie etwas in zwei Becher und reichte einen davon dem Mann.

„Jetzt kann die Geisterstimme beginnen.“

Vohmai ging in den Raum der Hütte zurück und hockte sich neben den flachen Tisch. Darauf stand das winzige Kombinationsgerät, und Aola schaltete den Leitstrahl ein.

Ein Infrarotbild erschien, und das Rauschen der Statik wurde lauter, als der Pelzjäger das Gerät fein ab- stimmte. Dann senkte er seine Stimme und flüsterte heiser und kehlig, in der Primitivsprache: „Du hörst, Mehooly?

Du hörst meine Stimme, du, den sie den Autokraten nennen?

Ja - du hörst sie.

Ich bin die Stimme aller jener, die du beherrschst und die du knechtest. Ich bin das Volk von Dongsoni.“

Vohmai machte eine Pause, um die Wirkung seiner Worte abzuwarten. Er konnte sich vorstellen, wie sich der Autokrat senkrecht auf seinem Lager aufrichtete und starr vor Schrecken zuhörte. Er würde vermutlich versuchen, den Sprecher zu finden. Dazu aber mußte er in die Halle hinübergehen. Zehn Sekunden später zeigte das Wärmebild die helle Gestalt des Mannes, der den Vorhang zwischen Schlafraum und Halle aufgerissen hatte und in den Raum starrte. In einer Hand hielt er lose eine Maschinenpistole.

„Ahhh - du hast mich gehört, Autokrat. Und ich sehe dich in deiner ganzen Erbärmlichkeit. So merke: Nichts mehr wird dir gelingen.

Deine dreißig Knechte werden fliehen, denn die Angst hat sie stärker gepackt als dich, und sie sind noch mehr Kinder meiner Dschungel. Sie werden fliehen, noch ehe drei Tage um sind. Und die Voca-Vocas ticken und pochen schon ihre Warnungen.

Umsonst - wie alles, was du in deinem Leben tun willst. Nichts mehr wird gelingen.

Du Schuft.“

Der Autokrat schrie auf wie ein Wahnsinniger und hob die Waffe. Schüsse krachten, und ein Magazin von dreißig Schuß leerte sich in den Raum. Die Flammenspurten erhellten die Halle, und die Kugeln zerfetzten Wandkarte, Felle und die Tischplatte. In den Lehmziegeln zeigte sich eine splitternde Spur von einer Wand zur anderen. Dann schlug der Bolzen in eine leere Kammer.

Andere Schüsse ertönten, und Fackeln wurden angezündet. Die Schergen vermuteten einen Überfall und schossen auf jeden, der sich bewegte.

„Hört auf, ihr Narren!“ brüllte der Autokrat und warf die Waffe über den Tisch. „Ihr bringt euch selbst um, ihr Feiglinge. Hört zu schießen auf.“

Ein böseartig schrillender Querschläger surrte durch den Raum und schlug ein Stück Ziegel heraus. In einem kleinen Zimmer hockte das Eingeborenenmädchen auf ihrem Lager und

zitterte vor Angst. Endlich beruhigten sich die Männer. Ein Posten trat mit zwei brennenden Fackeln ein.

„Herr“, stammelte er. „Wir haben niemand gefunden. Die Männer schossen auf sich, gegenseitig. Wir haben fünf Tote und drei Verletzte.“

„Hinaus, du Narr!“

Die Fackeln verschwanden. Irgendwo stöhnte ein Mann, ein anderer fluchte unbeherrscht. Der Autokrat blieb stehen und sah sich um, als suche er jemanden.

„Ich lache, wenn ich deine Furcht sehe, du einst so Gewaltiger. Ich sehe, wie du zitterst.

Denn deine Zeit geht zu Ende.

Warte auf den Monat des Flußteufels. Und auf die Nacht des violetten Mondes.

Warte, du Feigling.“

Vohmai hörte auf zu flüstern und begann heiser zu lachen. Er lachte satanisch und kalt, und hörte dann auf. Der Lautsprecher und das Mikrophon wurden abgeschaltet. Dann drehte er sich zu Ovehsi um.

„Jetzt heißt es einen Tag lang warten. Kann ich hier schlafen, Mädchen?“

Sie senkte den Kopf, und ihr langes, seidiges Haar fiel über das braune Gesicht und die Augen.

„Ich möchte es so, o Herr. Denn dein Schlaf ist eine Ehre für mein Haus, und du bist der erste, der es darf.“

Vohmai stand auf.

„Ich kenne diesen Brauch“, sagte er und legte ihr die Hand auf die Schultern. „Und ich freue mich darüber. Aber - ich bin nur ein Fremdling auf dieser Welt und werde gehen, wenn die Nacht des violetten Mondes vorüber ist.“

„Die Zeit läuft“, sagte das Mädchen, „und wir können sie nicht in unsere Hände schöpfen. Aber wir können mit dem Boot unserer Seelen auf ihrem Strom schwimmen.“

„Und warten“, schloß Vohmai ernst, „bis sich der Fluß ins Wasser des Meeres ergießt.“

Die Nacht verging.

*

Die Wachen hatten Befehl erhalten, Aola Vohmai unkontrolliert durch das Tor des Palisadenzaunes hindurchzulassen. Er gelangte durch den Eingang, ging langsam und sich neugierig umdrehend und beobachtend, durch einen Teil des Hauses in den Patio. Hier hatte man einige Ölbehälter aufgestellt, aus denen brennende, dicke Dochte ragten und die Sessel und den Tisch in ein gelbes Licht tauchten.

„Berichte von den Dörfern und Häuptlingen des oberen Flusses, Pelzjäger“, sagte der Autokrat.

Aola setzte sich und griff nach dem Glas.

„Herr“, wich er aus, „ich weiß nichts anderes. Ich hörte nur gestern nacht die Voca-Voca-Trommeln und konnte entnehmen, daß man vor einer Vergeltungsfahrt deines Bootes warnte. Hast du es vor?“

Der Autokrat hob seinen Becher und zuckte die Schultern.

„Ich weiß es nicht. Vermutlich. Wie lange ist dieser Märchenerzähler dort gewesen, und warum hat er sich nicht weiter unten sehen lassen, was meinst du?“

Aola lachte und sagte: „Herr, er wußte, daß er dir keinen Gefallen tat, und sich noch viel weniger, denn er hat nur einen Kopf, den er verlieren kann. Er war - lasse mich rechnen - zehn Andorn dort und wanderte von Dorf zu Dorf. Er sagte, daß die Zeit um sei, und daß ein großer Krieg zwischen den Sternen aufgehört habe. Niemand weiß, woher er sein Wissen hatte. Aber viele Menschen konnten sich an die Sagen erinnern, die sie als Kinder von ihren Eltern erzählt bekamen.

Und so kam es, daß alle diesem Erzähler glaubten.“

„Sie glaubten?“ fragte der Autokrat.

„Wenn ich es sage - sie freuen sich auf die Nacht, in der ein dritter Mond auftaucht. Sie schleifen die Speere, um auf lange Wanderungen zu gehen, und sie werden wahrscheinlich nur wenige Kinder und alte Leute und Weiber bei ihren Dörfern lassen, wenn sie alle am dritten Tage des Flußteufelsmonats hier zusammentreffen. Denn hier soll der Königsbote der Erde landen.“

„Das ist ein Märchen, und doch klingt es wahr!“

Aola zuckte nichtssagend mit den Schultern.

„Halte es für ein Märchen. Ich würde dennoch die Häuptlinge selbst fragen und ihnen erklären, daß ihre Wünsche nicht in Erfüllung gehen werden. Kein Schiff wird kommen.“

„So wird es sein. Morgen früh, noch ehe die Sonne aufgeht, breche ich auf.“

Und so geschah es.

*

Das Dorf der drei Palmen lag direkt am Ufer des oberen Flusses. Für das Boot des Autokraten, das mindestens dreimal jährlich hier anlegte, war die Ufergegend sehr günstig; meistens herrschte tiefes Wasser, und die Sandbänke waren zu umgehen. Der Strom war an dieser Stelle schmal wie ein breiter Bach und tief wie ein See. Der Wasserspiegel war ungewöhnlich ruhig.

Vögel kreischten und flatterten über den Zwischenraum, der einen Streifen blauen Himmels zeigte. Vor einer Stunde hatten die Trommeln geschwiegen, nachdem sie gesagt hatten, daß der Autokrat die Dörfer besuchen wolle.

Das Boot lief vorsichtig genau in der Mitte des Stromes.

Der Autokrat stand hinter der geschwungenen Glasscheibe und sah nach vorn. Zwei volle Patronengurte kreuzten sich über seiner Brust, und er hielt eine schwere Büchse in der Hand. Der Achtzylinderdiesel des Bootes schob sich langsam vorwärts. Drohend stieß der kleine Auspuff die schwarzen Gase in die Luft. Sowohl auf der Luke des vorderen Frachtraumes als auch hinter der hohen Reling saßen die Männer des Autokraten. Elf Männer; mit ihrem Anführer waren es zwölf.

Der Autokrat beobachtete mit zusammengekniffenen Augen die Fahrrinne und gab leichte Zeichen mit der Hand nach hinten zum Steuermann. Das Boot schwenkte leicht ein und nahm Kurs auf den Anlegeplatz.

Phfffffok!

Ein langer Pfeil stak zitternd dicht neben dem Autokraten im Holz des Deckshauses. Der schwere Mann ging in Deckung, riß den Holzschaft heraus und sah, daß die vierkantige Stahlspitze rasiermesserscharf geschliffen worden war. Dann warf er den Pfeil über Bord.

„Verdamnte Bande“, knurrte er, und: „Anlagen, halbe Kraft rückwärts, los!“

Bankch!

Man sah die Rauchgase nicht, denn sie verbargen sich hinter dem Blättergewirr. Die Kugel schlug in das Seitenfenster der Kajüte und zerfetzte es.

Der Autokrat leerte seine Waffe in die Richtung, aus der er den Schuß vermutete. Dann scharrtten die Fender des Bootes an die gekreuzten Baumstämme des Steges.

Er winkte: „Los, raus. Ein Mann bleibt an Bord und schießt auf alles, was sich nähert. Wir gehen ins Dorf.“

Elf Männer sprangen aus dem Boot ans Ufer und sicherten mit ihren Waffen nach allen Seiten ab. Die zweihundert Meter, die den Dorfplatz von der Anlagestelle trennten, waren innerhalb weniger Minuten zurückgelegt, und die ersten Hütten wurden durchsucht. Sie waren leer.

Nicht ein einziges Feuer brannte zwischen den kantigen Ziegeln unter den rauchgeschwärzten Grasdächern. Nicht ein einziger Mann und nicht einmal ein Kind waren im Dorf der drei Palmen zurückgeblieben.

Nichts.

Die Männer und der Autokrat durchsuchten jedes Haus. Sie blickten unter die Lagerstätten und in die Vorrathshäuser. Alles, was ihnen in die Hände fiel, war ein zahnloser und blinder Greis, der sie lallend fragte, was sie suchten.

„Wir suchen den Häuptling und das übrige Volk“, sagte der Autokrat hart. / „O Mann“, lispelte der Alte und verschränkte seine unglaublich dünnen Arme hinter dem haarlosen Kopf. „Sie sind alle in den Dschungel gegangen. Da waren zu hören die Geräusche von geschliffenen Speeren und klingenden Bogensehnen, und das Knacken der Flintenschlösser. Sie nahmen alles mit, o Herr - Essen, Trinkgefäße, Kinder, Tiere und Frauen - nichts mehr ist in diesem Dorf außer mir, und ich bin blind, o Mann.“

„Und verrückt bist du außerdem, Greis“, sagte der Autokrat und stieß den Alten in den Staub zurück. „Los, wir gehen wieder an Bord.“

Das Boot hatte inzwischen gewendet und wieder angelegt.

Die Maschine lief leer, und die Männer verließen das Land und kamen hintereinander über den Steg an Bord. Gerade, als der Autokrat sich neben den Steuermann stellte, schnitt ihm die Spitze eines Jagdpfeils den linken Arm auf. Das Boot fuhr los, und die Männer Schossen in den Waldstreifen neben dem Ufer. Ob sie etwas trafen, war ungewiß. Nur das Zirpen der Kugeln, die durch die Blätter flogen, und das aufgeregte Kreischen der Vögel unterbrachen die Stille. Die Vögel blieben nicht in der Luft, aber sie senkten sich auch nicht nahe dem Ufer in die Zweige.

„Das ist glatter Aufruhr“, sagte der Autokrat grimmig und sah zu, wie einer der Männer den Arm verband. „Es ist seit zwei Herrschergenerationen nicht gewagt worden; auch mein Vater hat es niemals erlebt. Noch nie wurde auf den Autokraten oder auf einen seiner Männer geschossen.“

Innerhalb eines halben Tages brachte das Boot die Männer wieder hinunter in den Großen Ort. Das polierte Edelh Holz der Deckaufbauten war von Hunderten von Pfeileinschlägen verwüstet, und zwei Männer waren mit langen Schilfgraspfeilen in der Brust über Bord gegangen.

Offener Aufstand.

Die zwei Tage, die der unbekannte Pelzjäger an den Ufern des Stromes verbrachte, hatten genügt, die Furcht in die Residenz und den Aufstand ins Land zu bringen. Die Sage von der fernen Erde wirkte, und das Geheimnis des violetten Mondes wurde erwartet. Es geschehen oft Dinge in den Wäldern, die mit nüchterner Überlegung nichts mehr zu tun haben - unbegreifliche Dinge.

Grimmig fluchte der Autokrat, als er wieder in seine umzäunte Residenz zurückkehrte. Seine Herrschaft war nicht nur im Wanken; sie war zerbrochen und verloren. Was sollte er tun? Er wußte es nicht.

Er mußte feststellen, daß weitere Leute in die Wälder geflohen waren, und daß er nur noch neunzehn Männer hatte. Zwanzig Mann konnten sich nicht gegen die Million der übrigen Siedler stellen - aber was war zu tun?

*

Einige Tage lang herrschte Ruhe.

Aus den Wäldern kam nichts anderes als das Pochen der Voca-Vocas, und der Autokrat hielt sich mit seinen Männern hinter den Palisaden der Residenz verborgen. Die Nacht des violetten Mondes kam immer näher.

Die Stimme in der Nacht sprach zum Autokraten, und er kam nur noch stundenweise zum Schlafen. Und die Voca-Vocas sandten Nachrichten in die Wälder, die davon sprachen, wie schön es sein würde, mit Terra vereinigt zu sein.

Jeder Baum würde bezahlt und jeder Pelz. Und andere Menschen würden kommen und breite

Straßen bauen, Raumhäfen anlegen und Türme aufrichten. Schiffe würden unaufhörlich landen, nachdem der große Vertrag abgeschlossen worden war.

Die Antworten aber lauteten: „Wir tanzen den Tanz des landenden Schiffes, und wir warten auf die Nacht. Wir werden alle in den Großen Ort kommen. Von den Quellen, vom Oberlauf und von den Ufern des Deltas.“

Ovehsi und Vohmai saßen vor der Hütte des Mädchens und beobachteten die Lichter des Großen Ortes. Es war Abend, und in wenigen Sekunden würde es Nacht sein. Erste Sterne flackerten auf, wurden für kurze Zeit unsichtbar und blieben dann stehen, hart und funkelnd. Ein Mond erhob sich über den Wald und strebte dem Scheitelpunkt seiner Bahn zu, als sich der andere auf der gegenüberliegenden Seite der Riesenlichtung zwischen die Sterne erhob.

„Noch vier Tage, Ovehsi“, sagte Aola halblaut.

„Und dann?“

„Dann werden wir sehen. Ich glaube nicht, daß der Autokrat noch eine wirkliche Gefahr darstellt. Er wird nichts mehr verhindern können, aber ich hätte ihn gern für immer unschädlich gemacht.“

Das furchtgepeinigten Hirn des Autokraten brauchte drei Tage und viele verschiedene Nachrichten und Hinweise, ehe er den Pelzjäger mit den sich überstürzenden Ereignissen in Verbindung brachte. Als Aola Vohmai sich lautlos und unsichtbar der Gegend um die Residenz näherte, war noch keiner der Monde aufgegangen. Es waren noch acht Stunden bis zu dem Zeitpunkt...

Die feuchte Nachtluft fing den Glanz der Sterne auf und streute ihn weit aus. Nichts regte sich; die Bäume und Sträucher wirkten blaß und regungslos wie Statuen. Aber noch etwas war da... Vohmai spürte es. Die Unruhe, für die es keine richtige Bezeichnung gab; als hielten die Menschen, die ringsum in den Dschungeln warteten, den Atem an. Die Erinnerung an Terra, seit Generationen immer schwächer und leerer, war plötzlich wieder in voller Stärke da. Das Bewußtsein, Abkömmlinge von hoch technisierten Siedlern zu sein, die hier gelandet waren, um sich die Natur zu unterwerfen, war aufgewacht, und gleichzeitig die Scham darüber, daß die träge, warme Natur Dong-sonis die Menschen zu sich herabgezogen hatte.

Das Schreckgefühl nahm zu.

Vohmais Hand krampfte sich um den Kolben des Nadelstrahlers. Die Quelle der Gefahr blieb im Dunkel, unsichtbar. Doch, dann konnte er etwas ausmachen; es wurde immer klarer: Vor ihm in der Dunkelheit bewegte sich etwas.

War es eine Täuschung?

Aola schloß die Augen für eine Weile, dann öffnete er sie wieder. Etwas in seiner Umgebung roch anders, bewegte sich nicht - war aber körperlich vorhanden. Ein leises metallisches Geräusch ertönte, als der Sicherungshebel des Strahlers herumgelegt wurde. Plötzlich drehte sich Vohmai um und warf sich seitwärts. Hinter ihm zischte etwas durch die Luft, ein Mann stöhnte gequält auf und verstummte. Dann waren sie über ihm.

Sie rissen ihm die Arme auf den Rücken, und er schlug mit den Füßen um sich. Er traf auf Knochen, und eine tiefe Stimme begann im Flußdialekt zu fluchen. Dann wurde ein Scheinwerfer angeschaltet. Er zeigte Vohmai, der von sechs Mann der Wache umzingelt und festgenommen worden war. Die Handgelenke waren zusammengebunden, und dicht neben ihm lag eine Wache regungslos auf einem Grasbüschel.

„Wir haben ihn“, sagte jemand. „Los, in die Residenz.“

Vohmais Körper flog zwischen die Sitze des Fahrzeugs, und ein Motor heulte auf. Binnen weniger Minuten waren sie im Patio der Residenz. Die Männer rissen Vohmai vorwärts, schleiften ihn an brennenden Fackeln und Öllampen vorbei bis in die Halle. Der Autokrat und seine restlichen Männer warteten bereits. Die bernsteinfarbenen Augen in dem geröteten Gesicht sahen Aola eigentümlich an: Haß, Niederlage und Erkennen - unmöglich zu sagen, was es war. Vohmai begann zu verstehen.

„Was habe ich dir getan?“ fragte der Autokrat. Fragend zog Vohmai die Augenbrauen hoch.

„Ich weiß nicht, was du fragst, o Autokrat. Ich bin nicht, was du glaubst.“

„Du lügst.“

Vohmai zuckte die Schultern.

„Du hast die Millionen von Menschen, die bisher unter meiner Herrschaft standen, zum offenen Aufstand gebracht. Du machtest, daß ich nicht mehr weiß, was ich tun soll. Du willst mit deinem lächerlichen Zauber des violetten Mondes den Rest von Kultur dieses Planeten zerstören. Dafür wirst du getötet.“

Zwischen den beiden Männern und ihren Augen entspann sich ein wortloser Dialog. Sie musterten sich, und schließlich sagte der Autokrat: „Schneidet ihm die Fesseln durch!“

Vohmai fühlte, wie sich die Stricke um seine Handgelenke lockerten und herunterfielen.

„Antworte!“ sagte der Autokrat.

Vohmai schwieg und blickte sich langsam um. Die vierzehn Männer, die es noch in der Residenz ausgehalten hatten, befanden sich bei ihrem Herrscher - hier im Raum. Vohmai wußte, daß Ovehsi vor dem kleinen Testschirm und dem Lautsprecher saß und alles sah und hörte, und er wußte auch, daß vor dem Tor der Residenz eine Zeituhr tickte. Nach seiner Rechnung blieben noch rund sieben Stunden bis zu der Erscheinung, und noch einige Minuten...

„Ich habe nichts zu sagen“, antwortete Vohmai. „Ich bin nichts als ein armer Pelzjäger. Du siehst Gespenster, o Autokrat.“

„Was willst du hier?“ fragte einer der Männer. „Ich kenne dich nicht, auch in der Siedlung kennt dich niemand.“

„Ich kenne sie alle“, antwortete Vohmai. „Ihre Hirne sind schwach.“

Plötzlich unterbrach ein gellender Schrei die angespannte Stille.

„Feuer!“

Vohmai lächelte knapp. Die Schaltuhr funktioniert.

Neben dem Tor der Siedlung wuchs eine Feuersäule aus dem Boden. Das winzige Energiegeschütz löste den Boden auf und verwandelte ihn in weißglühende Gase, die als breiter Streifen hochstiegen und das Holz der Palisaden ansengten.

Die Männer gerieten in Unruhe, blieben aber im Raum. Aola machte nicht den Fehler, sich zu bewegen. Erst, als glühende Funken auf das trockene Grasdach überflogen und es in Brand setzten, flohen die Männer aus dem Raum.

„Bleibt hier - ihr Feiglinge!“ brüllte der Autokrat.

Aus dem bewegungslosen Körper des Pelzjägers wurde plötzlich ein wirbelnder Schatten. Er sprang in einem Riesensatz vorwärts, schlug den Autokraten zur Seite und packte die geladene Maschinenpistole auf dem Tisch. Dann raste er, während hinter ihm Kugeln in den Boden schlugen, durch die Tür in den Schlafraum und warf sich, die Hände vorgestreckt, durch das geschlossene Fenster. Holzleisten, Stoffetzen und Pflanzenfasern rissen und brachen; Aola rollte sich ab und federte hoch. Er stand mitten im Patio.

Ein Scheinwerfer blendete auf, und der Pelzjäger wurde beschossen. Er rannte hinüber, dorthin, wo ein weites, überhängendes Dach auf einigen Säulen ruhte und gab einen langen Feuerstoß ab. Die Schüsse hörten auf. Rings um die Residenz brannte das ausgetrocknete Holz der Palisaden, und Hitze, Flammen und krachende Funken bildeten ein gespenstisches Viereck.

Der Garten war fast taghell erleuchtet. Die Flammen spielten und warfen groteske Schatten. Vohmai schoß sich eine Bahn und näherte sich dem Durchlaß.

Wieder wurde er unter Feuer genommen. Er warf sich hin und rollte sich in den Schatten, die Waffe dicht an seine Brust gepreßt. Dann war er zwischen den verglimmenden Torpfosten hindurch, setzte über den Graben und verschwand in der Dunkelheit. Hinter ihm zogen die Bahnen von Leuchtspurgeschossen; er wurde nicht getroffen. Die Flammen der brennenden Residenz im Rücken, lief er über die ausgetretenen Pfade zurück zu Ovehsis Haus. Keuchend ließ er sich auf die Stufen des Eingangs nieder.

„Bist du verwundet?“ fragte das Mädchen.

Er schüttelte den Kopf. „Hast du die Waffen ausgegraben, die vor hundert Andorn vom Himmel kamen?“

„Ja - hier.“ Sie reichte ihm zwei Plastikhüllen, die Vohmai sofort aufriß. Zwei blauschimmernde Desintegratoren der Imperiumsstreitkräfte lagen darin, aufgeladen und gesichert. Eine der Waffen nahm Vohmai und steckte sie in den Gürtel, die andere behielt er in der Hand.

„Warten“, sagte er.

Wieder begannen die Voca-Vocas zu pochen.

„Die Residenz brennt, ihr Männer in den Wäldern. Die Macht des Tyrannen ist gebrochen, und in sechs Stunden wird der violette Mond aufgehen. Wartet und haltet euch bereit.“

„Wenn sie uns suchen, werden sie hierherkommen“, sagte Vohmai. „Ich werde das Schiff rufen - dann können wir uns am Rand des Raumhafens verstecken.“

Er ging in die Hütte zurück und nahm den kleinen Sender, der auf dem Tisch stand. Lautsprecher und Linsensatz waren zusammen mit der Halle und ihrer Ausstattung verbrannt; ein anderer Hebel wurde umgelegt. Eine andere Frequenz schaltete sich ein. Dann meldete sich der Funker des Raumschiffes.

„Hier Aola Vohmai in der Nähe des Raumhafens. Zeit minus 360 Minuten. Bitte, fliegen Sie das vollständige Programm. Ende.“

Der Mann und das Mädchen gingen langsam von der Hütte weg und verschwanden in der Nacht.

*

Das Feuer erstarb. Die Flammen sanken in sich zusammen und bildeten eine undeutliche Linie; eine geometrische Figur inmitten niedriger Büsche. Zwischen den glühenden Resten bewegten sich einige Gestalten. Vohmai saß am jenseitigen Rand des ehemaligen Raumhafens auf einem halbvermoderten Baumstamm neben Ovehsi. Die beiden weißen Monde spielten auf ihren Bahnen inmitten der dichten, klaren Sterne. Alles war still.

Die beiden Menschen warteten..

Dann geschah etwas, später, nach Stunden. Irgendein unhörbares Zeichen wurde hinter einer gigantischen Szene gegeben. Die Blätter der Bäume schienen wie Millionen kleiner, wachsamer Augen. Ein summendes Zittern füllte wie ein Bienenschwarm die Luft. Sogar der nächtliche Wind schien sich zu legen. Die Voca-Vocas schwiegen. Ovehsi schloß die Augen und lehnte sich gegen den Stamm.

Und dann drang aus den Wäldern ein Laut. Nur ein großes Seufzen schien es zuerst, man konnte es schwer wahrnehmen. Es wuchs langsam an und verzehrte das Schweigen des Waldes. Es verhielt und wurde zu einem einzigen, machtvollen Aufgrollen.

Ein dritter Mond war erschienen.

Eine vollkommene Kugel schwebte inmitten eines kaum wahrnehmbaren Schleiers. Das Licht des Schleiers verwandelte sich zuerst in ein wäßriges Blau, flammte dann einen Moment grellweiß auf und änderte seine Farbe in einem schleichenden Vorgang, bis sie restlos violett war.

Die Nacht des violetten Mondes brach an.

Der Mond schwebte tiefer und tiefer. Die strahlende Farbe füllte den Himmel aus und leuchtete heller als die Sterne. Jenseits des Dschungels flog der Mond hoch über den Wipfeln und vollendete in majestätischer Ruhe und Schönheit einen großen Kreis. Am Ausgangspunkt angekommen, änderte sich der Weg des violetten Mondes etwas; aus dem Kreis wurde eine Spirale. Vohmai rechnete sich aus, daß der Mittelpunkt dieser Spirale der verlassene Raumhafen sein würde.

Ein hohles Summen erfüllte die Luft.

Aus dem Wald kamen die Menschen. Sie kamen in langen Einbäumen, in Zügen hintereinander und in kleinen Gruppen. Speerblätter schimmerten violett auf, und die Läufe alter Flinten warfen blitzende Reflexe. Immer mehr Menschen kamen unter den Bäumen hervor und überschwemmten das Gelände um die Siedlung Limbari. Ein zunächst noch lockerer Ring umgab den Großen Ort; er wurde dichter und dichter. Der violette Mond zog immer engere Kreise und senkte sich tiefer. Dann blieb er stehen.

Fünf Minuten vergingen langsam und schweigend.

Nur das Murmeln von einer Million Stimmen war noch zu hören. Es hatte den Eindruck, als gäbe es nichts anderes mehr auf dieser Welt. Dann erlosch das Violett.

Weißes Flammen erschien mittschiffs, und die Kugel von hundert terranischen Metern Durchmesser senkte sich langsam über dem Raumhafen. Scheinwerfer leuchteten auf und rissen das unkrautübersäte Gelände aus der Dunkelheit. Fauchend fuhren die Landestützen aus und zitterten dem Boden entgegen. Krachend barsten morsche Stämme, und viele Büsche wurden zerdrückt, als das Schiff landete. Als sich Aola erhob und sich umsah, bemerkte er den dichten Ring der Dschungelbewohner. Sie umschlossen das Gelände des Hafens in einem Kreis, der kaum etwas durchlassen konnte.

Eine gewaltige Lastschleuse öffnete sich; heller Lichtschein umströmte die Gestalt, die in der Mitte des dunklen Metallstegs stand. Der Mann trug eine enganliegende Uniform mit einem breiten Gürtel und weißen Stulpenhandschuhen.

Rasselnd fuhr die Rampe aus. Ein Lautsprecher knackte. In Dongsoni sagte eine Stimme, laut und langsam: „Aola Vohmai - ich rufe dich. Komme bitte zu mir.“

Die kleine Gestalt des Pelzjägers ging quer über das Feld. Der Agent mußte sich bemühen, nicht zu stolpern; Ranken, Dornen und Gräser stellten sich ihm entgegen. Plötzlich... ein Schrei: „Aola - der Autokrat!“ Der Agent fuhr herum.

Wie ein durchgehender Büffel rannte der Autokrat auf das Schiff zu. Seine Hände hielten eine Maschinenpistole. Aola schätzte die Entfernung auf fünfhundert Schritte; zu viel für sichere Schüsse. Auch der Autokrat wußte es. Augenblicklich senkte sich tiefes Schweigen über die Szene. Ruhig und unerschütterlich sagte Vohmai: „Mehooly - bleibe stehen.“

Der Autokrat gehorchte nicht, noch antwortete er. Seine Schritte wurden länger, er hob die Waffe. Dann begann das Mundstück der Waffe lange, hellrote Flammen zu speien, und die Kugeln pfiffen dicht an Vohmai vorbei und verloren sich. Vohmai wandte sich halb um und zeigte Mehooly die linke Schulter. Er sah starr auf das rußgeschwärzte Gesicht des Autokraten, das sich jetzt verändert hatte. Der Wille dieses Mannes war unabänderlich - siegen oder besiegt zu werden. Der Feuerstoß hörte auf. Dann schoß der Autokrat wieder, wieder traf er nicht. Er warf die leergeschossene Waffe weg und riß einen Impulsstrahler aus dem Gürtel.

In diesem Augenblick traf ihn der Schuß Vohmais. Vohmai senkte die Waffe. Langsam ging er auf den zusammengebrochenen Mann zu.

Das Licht eines Scheinwerfers fiel auf den sterbenden Autokraten. Die graue Ruhe des Todes senkte sich auf seine Züge.

„Du wolltest das Erbe der Erde ausrotten, und als du das Ende sehen konntest, wolltest du lieber sterben als es mit ansehen. Ist es so?“

Mühsam sagte der Autokrat: „Ja, ich fand heraus, daß man die Gedanken an die Erde und an ihre Macht und Herrlichkeit nicht ausrotten kann. Ich habe gelebt - und ich beuge mich nur vor Terra. Sonst vor niemandem. Der Einsatz war das Spiel wert...“

Vohmai drehte sich um und blickte hinauf zum Schiff, wo man die rote Uniform des Königsboten sehen konnte. Eine Stimme erscholl.

„Die ferne Erde, die euch nicht vergessen hat, grüßt euch. Bestimmt einen aus eurer Mitte, wenn ihr das große Palaver halten möchtet. Ich bin Scott Rhettnys, der Bote Terras. Ich grüße euch.“

Vohmai lächelte und steckte die Waffe ein. Sein Auftrag hatte sich erfüllt. Zu den

achthundertzwei Welten war eine andere gekommen. Sie war klein, aber ihre Menschen waren Terraner.

Dann berührte die Rampe die Erde, und der Bote kam.

3.

Nicoline Terjesen saß in einem niedrigen, goldstoffbespannten Sessel neben dem kleinen Tisch, auf dem nichts anderes als ein schwerer Aschenbecher stand. Rauch von der Zigarette, die sie gerade in die Schale gelegt hatte, stieg auf und bildete Figuren in der warmen Luft. Ihre Hände hatte das Mädchen hinter dem Kopf zusammengelegt, und der Blick ihrer grauen Augen richtete sich auf die Lichter Brasílias.

Das Licht aus der halboffenen Tür, die auf die Terrasse führte, spielte mit den Linien ihres Haares. Es war nicht ganz zehn Uhr nachts. Nicoline war nicht müde; sie befand sich in einem schwebenden Zustand zwischen Wachen und Träumen mit offenen Augen.

Sie dachte an Toni Cimarosa.

Es läutete.

Sie blickte verwundert auf ihre Uhr, dann stand sie auf. Sie durchquerte das Wohnzimmer, ging durch die Praxis und öffnete die Tür, die das Wartezimmer mit dem Flur des Appartementhauses verband. Sie zwinkerte mit den Augen, als sie Toni erkannte.

Er stand in dem dämmerigen Licht vor der Tür und hatte eine Hand hinter dem Rücken verschränkt. Als er sie hervorzog, füllte ein Arrangement gelber Blumen den Zwischenraum zwischen ihm und dem Mädchen.

„Ich dachte“, sagte er, „wenn dich jemand um diese Zeit stören darf, dann bin ich es. Hier - die Eintrittskarte. Stelle sie in die nette, alte Bodenvase; die Farbe paßt zu deinem Haar.“

„Oh“, sagte sie. „Du lernst Manieren?“

Er lachte. „Darf ich eintreten?“

„Natürlich, immer.“ Die Tür wurde geschlossen.

Das Mädchen sah ihn aufmerksam an. Ihre Schläfrigkeit war wie weggeblasen; sein Gesicht trug den Ausdruck angestrengten Überlegens.

„Ich wette“, sagte sie und rückte einen zweiten Sessel auf die Terrasse, „du hast Fragen oder Unklarheiten.“

Toni nickte. Er zündete sich bedächtig eine Zigarette an, und das Mädchen merkte deutlich, daß der Mann ihr gegenüber etwas von seiner steifen Kühle verloren hatte. Verloren - für dauernd, nicht für den Moment, in dem er in ihrer Nähe war. Sie lächelte etwas.

„Du hast recht“, begann Toni, „ich habe ein Problem. Ich wüßte nicht, mit wem ich es besser besprechen sollte als mit dir. Willst du hören?“

„Deine Probleme sind auch meine“, sagte sie und drückte ihre Zigarette aus.

„So steht es geschrieben...“, grinste er.

„Ein persönliches Problem?“ fragte sie. Wieder nickte Toni.

„Mein Vater ist tot“, sagte Toni leise, „und er hat mir drei verschiedene Dinge hinterlassen. Sein Lebenswerk, das aus der Firma besteht und aus sehr viel Geld, seine Rachegeanken gegenüber Randolph Keegy und noch etwas. Das ist dieses Tagebuch.“

Tonis Hand griff in die breite Brusttasche seines grauen Sporthemdes und zog ein kleines Buch hervor; etwa Taschenbuchgröße. Das Buch war in weißes Leder gebunden und trug den Namenszug Spencer Cimarosas in der rechten und unteren Ecke.

„Und etliche Passagen dieses Buches beunruhigen dich?“ fragte das Mädchen und legte die Hand auf seinen Arm.

„Ja - woher weißt du...?“

„Ich ahnte es. Deine Zeremonie...“

Toni sah sie ungewöhnlich ernst an. Dann sagte er: „Du bist nicht nur hübsch, sondern auch ungewöhnlich klug - ungewöhnlich für eine Frau. Ich meine es ernst.“

Sie nickte zufrieden.

„Ich weiß es.“

Toni schlug das Buch auf, blätterte einige Seiten um und begann mit leiser, fast eintöniger Stimme vorzulesen. Nicoline lehnte sich zurück und verschränkte die Arme hinter dem Kopf. Sie hörte aufmerksam zu.

„Einige Tage nach meinem Tod, mein Sohn Anthony, wird D'Arcy zu Dir kommen. Er wird einen Mann namens Glenn Caplan mit sich bringen. Natürlich nur, wenn nicht vorher andere, ungewöhnliche Dinge geschehen. Abgesehen davon, daß D'Arcy's Dienste für unsere Familie nicht mit Geld zu bezahlen sind, empfehle ich Dir sehr, zuzuhören, was die beiden Männer Dir sagen und erklären werden.

Wir - D'Arcy, Caplan und ich - haben mit viel Mühe und viel Geld die Organisation aufgebaut, die ihren Sitz dicht neben einem Trabanten von Regulus IV hat. Wir haben Ideen und Vorsätze gefaßt, die uns richtig erschienen, um in dieser Zeit der Wirren und der außenpolitischen Unruhen der Erde und ihren Kolonisationsplaneten zu helfen. Du wirst, mein Sohn, stellenweise über den Stil dieser Niederschrift stolpern - ich weiß, er ist verschlungen und altertümlich, aber ich bin ein alter Mann, da ich es schreibe. Aber Du hattest mich gern, und ich weiß, daß Du jetzt lächeln wirst. Es ist mein Stil, und er ist gut.

Diese beiden Männer werden Dich zweifellos bitten, das Projekt weiter zu unterstützen. Und ich bitte Dich ebenso und auch sehr dringend, es zu tun. Du bist der Alleinerbe, und es ist Deine Sache, was Du mit der Firma und ihrem Besitz tust. Ich weiß, daß Du nichts Übereiltes tun wirst - aber hilf diesen Männern. Sie haben Jahrzehnte ihres Lebens für die Pläne geopfert, und sie würden jederzeit bedenkenlos auch ihr Leben opfern.

Du wirst in diesem versteckten Asteroiden Männer finden und Labors. Dies alles, und die drei Schiffe, die dort anlegen und verkehren, sind nur für einen Zweck geschaffen: Sie sollen für Terra und für den Mann Perry Rhodan, der umsichtig und klug das Riesenreich zusammenzuhalten versucht, andere Welten gewinnen. Die Männer dort wissen es, und sie sind bereit, für die Geheimhaltung zu sterben. Wenn auch nur zehn kleine, dünnbesiedelte Planeten aus der Masse dieser eintausendeinhundertvierzehn Sauerstoffwelten für Terra gewonnen werden können, so hat der violette Mond seinen Zweck erfüllt und seine Daseinsberechtigung erbracht. Wir fanden auf diesen Welten Menschen.

Terraner, die von unserer Kultur durch die Kriege abgeschnitten wurden und teilweise in Primitivkulturen zurückgefallen waren. Nur wenige Monate und einige Frachtschiffe voll genügten, um aus den Steppenbewohnern oder Dschungelmenschen wieder Terraner zu machen, die sich ihrer Aufgabe besannen und ihr weiteres Schicksal in die Hände nahmen. Am Ende dieser Ausführungen wirst Du die Koordinaten dieser Welten finden.

Mein Sohn!

Du bist, nachdem dein geliebter Bruder Alistair wegen der Feigheit des Mannes Keegy sterben mußte, alles, was noch von den Cimarosas übrigblieb. Ich bitte Dich, überlege Dir jede Reaktion auf die Ausführungen D'Arcys und Caplans sehr genau. Es sollte unsere Aufgabe sein, unsere gesamten Kräfte für dieses Werk einzusetzen. Alle diese verstreuten Rassen sind Menschen, und aller Himmel ist die Erde. Sie tragen alle den Keim der Rasse in sich, aus der auch wir stammen. Sie wissen es nur nicht - aber sie erinnern sich schnell.

Du wirst ratlos werden und Dich fragen: Was geht mich dieser Satellit an? Was habe ich mit ihm zu schaffen? Nun, Du bist mein Sohn. Du hast soviel zu schaffen wie ich, und ich opferte viel dafür. Wir können auf diese Weise vielleicht verhindern, daß weiterhin junge und alte Menschen durch Kriege sterben. Die Macht des Reiches so zu mehren, daß uns niemand mehr anzugreifen wagt, soll unser Ziel sein. Das haben auch Rhodan und dessen Männer eingesehen. Das sinnlose Morden, Brennen und Vernichten ungeheurer Werte - und der Tod unzähliger Männer, die Tränen ebenso vieler Frauen und die Gräber, die aus Wracks

bestehen, die durchs All rasen - das aufzuhalten oder unmöglich zu machen, ist unsere Aufgabe.

Alles ist sehr geheim.

Es muß geheim sein und bleiben.

Ich habe es so geplant, daß wir nach einem bestimmten Erfolg die Akten, Koordinaten und sämtliche Unterlagen in einem persönlichen Gespräch Perry Rhodan, dem Großadministrator, übergeben. Du kannst es nach Deinem Willen tun. Du kannst auch die Leitung des Projekts übernehmen. Du kannst alles in die Hände Rhodans oder Mercantes legen - alles ist Dir freigestellt. Nur eines: „Diese Erde, der Planet, aus dem wir stammen, er ist unsere Heimat. Du wirst meine Gefühle besser verstehen, wenn Du so alt bist wie ich. Nichts wäre ohne Terra. Keine Kultur, keine Raumschiffe, kein Reichtum und keine Macht. Die Kenntnis der Sterne und der Gaswolken, der Struktur der Milchstraße und die Kenntnis fremder Rassen... alles das gäbe es nicht. Es gäbe keine aztekischen Tonfiguren, keine afrikanischen Masken und keine Händelsuiten. Bach und Rembrandt gäbe es ebensowenig wie Le Corbusier und Albert Einstein. Das All wäre nichts als ein Haufen von Sternen und Planeten, die unerreichbar und unerkannt ihre Bahnen ziehen würden.

Und darum... Du hältst einen Teil terranischer Macht in Deinen Händen. Zieh den Ring von deinem Finger und sieh diese Hände an. Du darfst nichts tun, was dieses Projekt gefährdet. Darum bitte ich Dich, ich, Dein Vater.

Möglicherweise ist alles das, was hier geschrieben steht, von der Bewegtheit der Ereignisse überrollt worden - möglich. Es ist ebenso denkbar, daß ich plötzlich sterbe und alles über Dich kommt. Du hast dann noch zwei Menschen, die Dir in jeder Hinsicht helfen werden. Es sind D'Arcy und Caplan. Sprich mit ihnen. Diese zwei Männer werden Dir helfen.

14. August d. J.

Toni schwieg einige Sekunden.

Dann fragte Nicoline, nachdem sie aufgestanden war und zwei gefüllte Gläser auf den Tisch gestellt hatte: „Ich weiß ungefähr, worum es sich handelt. Ich kann auch ahnen, wie dein Problem beschaffen ist. Was soll ich tun, um dir zu helfen?“

Toni trat hinter sie, und das Mädchen lehnte sich gegen ihn.

„Ganz einfach“, sagte er. „Ich weiß nicht, was ich machen soll. Ich bin ratlos.“

„Dein Vater muß ein merkwürdiger Mensch gewesen sein. Haß und Menschenliebe - so dicht beieinander?“

Toni faßte sie leicht an den Schultern.

„So sind wir Cimarosas. Impulsiv, aber zurückhaltend. Streng und unsicher, brutal und hilflos... du siehst, der Hang zu Extremen ist vererbt worden.“

„Anlagen sind unter Umständen zu unterdrücken. Zumal, wenn man erwachsen ist, kann man sich unter Umständen sehr beherrschen. Du solltest es können!“

„Würdest du mich als erwachsen bezeichnen, Nicoline?“ fragte Toni.

„Du bist dem Ideal nähergekommen. Ich sehe, daß aus der funktionierenden Maschine Anthony ein zweifelnder, sich quälender Mensch geworden ist, der seine maskenhafte Starre verlor und menschliche Züge von Schwäche zeigt.“

„Spiel nicht!“ sagte Toni düster. „Du scherzest.“

„Keineswegs. Ich meine es ehrlich wie noch nie.“

„Drei Alternativen“, sagte Toni und stürzte den Inhalt des Glases hinunter. „Den gesamten Komplex Rhodan übergeben - weitermachen, wie es bisher gemacht worden ist - oder mich persönlich in die Sache hineinarbeiten. Das sind die Themen zur Wahl. Welches soll ich nehmen?“

Nicoline kauerte sich in ihren Sessel, legte den Kopf auf die Hände und sah über die Lehne Toni an. Sie schüttelte ihr langes Haar aus der Stirn, dann sagte sie langsam: „Wie lange hast du schon über diese Dinge nachgedacht, Anthony?“

„Vier, fünf Tage“, antwortete Toni. „Warum?“

„Du leidest - darüber sind wir einig, du und ich - am Fehler einer Idee in deinem Leben. Abgesehen von diesen lächerlichen Gladiatorenkämpfen zwischen dir und Keegy, wäre dies eine Aufgabe für dich. Eine echte Aufgabe. Ich würde vorschlagen, sämtliches Material Perry Rhodan zu übergeben und dann mit ihm zusammen die entsprechenden Einrichtungen des ‚violetten Mondes‘ zu besichtigen und mit den Männern dort zu sprechen. Immerhin besteht die berechnete Hoffnung, daß die Sache dich fasziniert.

Die Schiffe, die kulturhistorischen Details, die Sterne und die Milchstraße... und alle diese Dinge. Gehe mitten in das Geschehen hinein, und es wird dich fesseln.“

„Du meinst?“ fragte Toni.

„Ich meine es nicht nur, ich glaube es. Du wirst sehen, daß es so ist. Generationen von Psychologen und mein schwacher, weiblicher Verstand beweisen es.“

Sie lachten. Toni saß auf einer Kante des niedrigen Tisches und sah zu Boden. Die Gedanken beschäftigten ihn, und er fühlte, wie er langsam in die Spuren von seines Vaters Gedanken und Überlegungen hineinglitt. Nicoline kam aus ihrem Sessel hervor und setzte sich neben ihn. Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und sagte: „Sieh - ich kenne dich jetzt zwei Tage lang. Abgesehen von der Zeit, in der ich nichts anderes tat, als dich aus der Ferne zu beobachten, habe ich dich in diesen achtundvierzig Stunden kennengelernt. Ich habe auch gelernt, dich zu schätzen, und noch mehr: dich zu lieben.“

„Danke - gleichfalls.“

„Keine Ursache. Ich konnte sehen, daß die mangelnde Konfrontierung dich von vielen Dingen entfremdet hat. Unter anderem davon, daß der menschliche Geist nicht nur ein Ding zur spielerischen Daseinsbewältigung, sondern auch eine tödliche Waffe sein kann. Die Wahrheit und die Richtigkeit liegen in der Mitte. Der Mensch sollte seinen Verstand dazu benutzen, an seinem Teil dieser Welt mitzubauen. Du hast bisher nichts gebaut; du hast in stiller, vornehmer Betrachtung gelebt. Und das hat dich vielen Dingen entfremdet.“

„Und gleichzeitig dir nähergebracht“, unterbrach Toni lächelnd.

„Blinder Zufall. Überlege dir meinen Rat.“

„Das werde ich tun. Wie erreiche ich Perry Rhodan?“

„Gib D’Arcy eine Anordnung; er wird eine Direktverbindung herstellen. Das genügt.“

„In Ordnung. Bekomme ich noch einen Schluck?“

„Natürlich.“

Sie tranken und unterhielten sich lange. Dann war Toni plötzlich eingeschlafen, den Kopf im Schoß des Mädchens. Als er fest schlief, stand Nicoline auf und setzte sich ihm gegenüber. Sie saß ganz still da, nur eine kleine Lampe brannte, und betrachtete Anthony Cimarosa, Das schmale Gesicht hatte das Mädchen in ihre schlanken Hände gestützt.

*

Der große, rechteckige Schirm des Telekomgerätes war lichterfüllt und zeigte ein Büro. Im Hintergrund befand sich eine dreidimensionale Projektion der Milchstraße, und schwere Vorhänge warfen vor dicken Glasscheiben Falten. Weit im Hintergrund, nahe an der Auflösungsgrenze der Fernoptik, sah man das Braun und Weiß hoher Berge. Von rechts schob sich ein Gesicht in den Bildschirm. „Ja, bitte?“

Der Oberkörper eines Mannes in einer grauen Uniform zeigte sich. Das Gesicht mit der Narbe auf dem Nasenrücken war bekannt; es war der Großadministrator Perry Rhodan.

Anthony Cimarosa beugte sich etwas vor und räusperte sich.

„Mein Name ist Cimarosa. Ich habe um ein persönliches Gespräch mit Ihnen nachgesucht, weil ich etwas in den Händen halte, was sehr geheim ist. Ich bin nicht der richtige Mann, diese Dinge allein zu wissen. Ich möchte das Material Ihnen übergeben. Darf ich reden?“

Der Großadministrator nickte. „Bitte, sprechen Sie!“

„Der vierte Planet von Regulus ist, wie alle Planeten dieses Systems, unfruchtbar und ohne

Lufthülle. Der Planet besitzt zwölf Monde. Der elfte Mond des Planeten IV besitzt einen unsichtbaren Trabanten, der bewohnt ist. Ist dieses Gespräch sicher?“

„Natürlich“, sagte Rhodan. „Sie können beruhigt sein. Niemand hört mit.“

„In diesem künstlichen Asteroiden leben rund zweihundertfünfzig Männer. Sie planen und arbeiten und fliegen mit drei Raumschiffen der Städteklasse von Planet zu Planet. Ihr Ziel ist, die verstreuten, dünnbesiedelten und teilweise in Primitivkulturen zurückgefallenen Sauerstoffwelten wieder der Erde zuzuführen. Der Asteroid ist unsichtbar, und drei Planeten sind bisher bereits katalogisiert worden. Die Arbeit auf anderen Welten ist bereits im Gang. Interessiert Sie das Thema, Mister Rhodan?“

Perry Rhodan stand auf. Der Blick aus den grauen Augen, die bereits lange vor Tonis Geburt die Sterne gesehen hatten, heftete sich auf den Erben.

„Wissen Sie, welches Geheimnis Sie mir hier aufdecken?“

„Selbstverständlich“, sagte Toni Cimarosa. „Dieser Plan stammt von meinem Vater, Spencer Cimarosa. Wir haben unser Vermögen durch Handel mit Exotika verdient, und unsere Schiffe machen den Springersippen eifrig Konkurrenz. Ich vermute, daß die Kenntnis der vergessenen Sauerstoffwelten nicht zuletzt auf unsere Kontaktschiffe und auf die Handelsraumer zurückzuführen ist.“

„Wie kann ich Sie erreichen?“ fragte Rhodan. „Die Zeit drängt bei mir sehr. Woher kommt dieses Gespräch?“

„Brasilia. Cimarosa-Holding-Center. Vierzigster Stock.“

„Ich werde Ihnen morgen früh eine ‚Gazelle‘ schicken. Ich bitte Sie dringend, das Schiff auf dem Flughafen von Brasilia zu erwarten. Bringen Sie sämtliche Unterlagen mit - Sie sind herzlich auf Kosten der Administration eingeladen. Darf ich mit Ihrer Hilfe rechnen?“

„Selbstverständlich, Sir. Ich bin es, der Ihre Hilfe braucht“, sagte Anthony. Perry Rhodan lächelte knapp, und eine Sekunde lang bemerkte Cimarosa, welche Sorgen auf den Schultern des Administrators ruhten.

„Das meinen Sie!“ sagte Rhodan. „Morgen früh, sechs Uhr in Brasilia...?“

„Sechs Uhr, Sir. Ich werde warten.“

„Danke. Ich beende das Gespräch.“

Die Verbindung wurde getrennt. Toni blieb noch einige Sekunden vor dem leeren, stumpfen Panoramaschirm sitzen und starrte vor sich hin. Er überhörte das Klopfen an der Tür, und er schrak auf, als D’Arcy neben ihm stand. Der Diener legte ihm leicht die Hand auf die Schulter.

„Ich freue mich, daß Sie mit dem Großadministrator Kontakt aufgenommen haben. Hat er Sie eingeladen?“

„Ja. Morgen früh werde ich abgeholt. Bitte, veranlassen Sie, daß ein kleiner Koffer gepackt wird. Eine ‚Gazelle‘ wird mich abholen.“

D’Arcy lächelte. „Haben Sie gesagt...?“

„Ich habe nur die Grundzüge geschildert, Daten, Koordinaten und Bilder und den ganzen Kram will Rhodan morgen sehen. Unter Umständen werde ich mit ihm zusammen zum violetten Mond fliegen.“

D’Arcy setzte sich schwer neben Toni auf einen Stuhl und starrte dem jüngeren Mann ins Gesicht. „Sie wollen zum Trabanten fliegen?“

„Natürlich. Was ist daran bemerkenswert?“

„Nichts, nichts“, murmelte D’Arcy vor sich hin. „Es geschehen noch Wunder.“

Toni stand auf und sagte: „Sie gehören zu den wenigen Menschen, D’Arcy, denen ich gegenüber weder Furcht noch ähnliche Gefühle kenne. Ich erlaube Ihnen, zuzusehen, wie der verwöhnte und milieugeschädigte Erbe der Cimarosa-Holding zu einem Manne reift.“ Er lachte.

„Tatsächlich“, sagte D’Arcy. „Und was weiter?“

„Wir werden sehen“, sagte Toni. „Wenn ich zurückkomme, werde ich um einiges klüger sein.“

Ich denke, daß ich Sie oder Caplan mitnehmen muß, wenn ich durch den violetten Energieschirm des Asteroiden kommen will?“

„Ihr kluger Kopf sei gesegnet“, erklärte D’Arcy. „Nehmen Sie bitte Caplan mit. Ich kümmere mich in der Zwischenzeit um den Haushalt und um die Holding. Ziehen Sie mit meinem brüderlichen Segen.“

„Lachen Sie nicht“, grinste Toni. „Die Zeiten sind ernst, und die Worte, die ich morgen wechseln werde, sind es auch. Mir scheint, daß der ‚Erbe des Universums‘ ein recht vernünftiger Mann ist.“

„Milliarden anderer Menschen wissen das längst“, sagte D’Arcy ironisch. „Sie fühlen sich in der Rolle eines Mannes, der verschiedene Zügel ergreift, recht wohl, ja?“

„Ziemlich“, antwortete Toni. „Ich erwache sozusagen zu neuem Leben.“

„Warten Sie“, sagte D’Arcy und stand auf. Er ging zu einem Stahlsafe, der in die Wand eingelassen war und öffnete die Tür. Er kam zum Tisch mit einem Bündel von Plänen, Zeichnungen und einigen gebundenen Fotosammlungen zurück.

„Das hier sind die Pläne des Asteroiden. Das hier sind die einzelnen Räume, Hallen und Labors und deren Einrichtungen. Hier die Namens- und Gehaltslisten der Männer und Agenten. Das hier dürfte Rhodan weniger interessieren... es sind die Handelsbilanzen der verschiedenen neugewonnenen Planeten; wir machen trotzdem ein recht hübsches Geschäft.“

„Kaufleute!“ sagte Toni voller Verachtung, aber er grinste.

„Schweigen Sie, Erbe“, sagte der Butler. „Schließlich sind Ihre Hemden und Hosen, von gewissen Sportwagen und anderen kleinen Dingen abgesehen, auch vom Geld eines Kaufmannes bezahlt.“

„Sie haben recht. Was ist das hier?“

D’Arcy reichte Anthony einige perforierte Leichtmetallfolien und etwa gleichgroße Kunststoffblätter.

„Heben Sie es auf wie Ihren Augapfel. Das sind die Karten, die in die entsprechenden Maschinen gesteckt werden, die ein Raumschiff lenken und die Zielorte bestimmen. Das ist nichts anderes als eine sehr genaue Kursanweisung mit den notwendigen Deklinationen, da sich das All mit seinen Sternen etwas bewegt, wie Ihnen sicher noch aus der Schule bekannt sein dürfte.“

Toni setzte sich neben die Zeichnungen und die Fotos auf den Tisch und stellte die Füße auf einen der schweren Stühle. Er deutete mit einem Finger auf D’Arcy. „Sie reden recht despektierlich mit dem Erben dieser Firma, D’Arcy. Schließlich...“

D’Arcy blieb ruhig vor ihm stehen und ignorierte den sarkastischen Ton in Cimarosas Stimme. Er wußte, wie es Toni meinte, trotzdem sagte er langsam: „Ich habe Sie auf meinen Knien geschaukelt und mehr als einmal geohrfeigt, als Sie noch kleiner waren als dieser Stuhl, Toni. Ich bin nicht viel jünger, als Ihr Vater es jetzt wäre, und ich freue mich an seiner Statt, daß Sie endlich begriffen haben, was Ihnen entspricht. Sie brauchen nicht mehr viel, um ein Mann zu werden. Ein ganzer Mann, der das Wesentliche erkennt und das Richtige ausführt.“

„Ich bin von dieser Entwicklung mehr überrascht als Sie, glauben Sie mir“, sagte Toni.

„Packen Sie alles zusammen - Rhodan wird sich zweifellos darin genau zurechtfinden.“

„Zweifellos.“

„Gut. Ich erwarte Sie und Caplan heute abend zum Essen. Ich werde dafür sorgen, daß es etwas Besonderes gibt.“

„Mit Freuden, Toni.“

Anthony Cimarosa rief noch Nicoline an, um ihr das Resultat der Unterhaltung mit dem Großadministrator mitzuteilen, dann verließ er den Raum. Zwanzig Stunden später stand er neben Glenn Caplan auf dem Gelände des Flughafens.

Einhundertneunzig Minuten später...

Im obersten Stockwerk des Regierungspalastes brannte die Sonne der Gobi auf das flache Dach, brach sich an den Vorhängen und überschüttete die Platte des Tisches mit einem breiten, gelben Lichtbalken. Die vier Männer saßen um den Tisch.

Nachdem sie sich begrüßt hatten, sagte Reginald Bull, der Stellvertreter Rhodans und sein engster Mitarbeiter zu Anthony Cimarosa und Glenn Caplan: „Wir haben das Notwendige mit dem Angenehmen in Verbindung gebracht... ich nehme an, Sie haben gegen eine Tasse Kaffee nichts einzuwenden?“

Niemand hatte etwas einzuwenden. Während sie tranken und sich gegenseitig ansahen, kam Rhodan auf den Zweck dieser Zusammenkunft zu sprechen.

„Toni“, sagte Caplan. „Ich bin länger in diesem Projekt; darf ich zuerst etwas Grundlegendes berichten?“

„Bitte“, antwortete Anthony und rührte in seiner Tasse. „Gern.“

Glenn Caplan begann zu berichten.

Er erzählte ausführlich, ohne zu langweilen, wie es Cimarosa senior, D'Arcy und ihm geglückt war, einen Ort für den Asteroiden ausfindig zu machen, wie man den künstlichen Satelliten zusammengesetzt und ausgebaut hatte... Kraftstation, Schiffe... Menschen, Pläne, und tausend kleine, wichtige Einzelheiten. Er kennzeichnete kurz die Lage, die sich damals abgezeichnet hatte und endete dann: „Wir wollten es niemals geheimhalten. Aber es war uns darum zu tun, nicht ohne leere Hände und nicht ohne Erfolg zu Ihnen zu kommen, Sir. Und jetzt können wir immerhin drei Planeten präsentieren, die in die Gruppe der achthundertzwei aufgenommen werden sollen. Bis jetzt werden sämtliche Kontakte noch über unsere Gesellschaft abgewickelt - wir geben gern die Aufsicht ab, möchten uns aber den Handel sichern.“

Toni grinste und sagte: „Die Tatsache, daß Kaufleute Geld verdienen müssen, um diese Berufsbezeichnung zu verdienen, bewog Caplan zu dieser Äußerung. Ich möchte sie natürlich voll unterstützen.“

Rhodan nickte.

„Ich habe einen Terminkalender, der sein Format bereits mehrfach gesprengt hat. Ich bin der Ansicht, daß wir uns die Sache an Ort und Stelle ansehen sollten stoße ich auf gegenteilige Meinungen?“

„Wie lange wird es dauern?“ fragte Reginald Bull und sah interessiert auf die Narbe über Tonis Wange. „Autorennen oder Wasserski?“ fragte er halblaut.

„Florettfechten“, gab Toni ebenso zurück und lächelte etwas. Reginald Bull bildete die umgänglichere Ergänzung zu der etwas abwesenden Erscheinung des Großadministrators; aber - Verantwortung prägte den Menschen, und Rhodan war geprägt worden, mehr als ein anderer Mensch je zuvor.

„Etwa vier, fünf Tage“, sagte Rhodan.

„Soll ich...?“

Bull nickte. „Die alte Geschichte. Wenn jemandem die Arbeit über den Kopf zu wachsen droht, nimmt er sich Ferien. Kommt er zurück, haben sich viele Dinge bereits von selbst erledigt.“

„Nicht immer zugunsten des Abwesenden. Aber selbst auf diese Gefahr hin werden wir fliegen.“

„Die Unterlagen...?“ fragte Toni.

„Unterwegs!“ vertröstete ihn Bull. „Wir haben im Schiff sehr viel Gelegenheit dazu.“

*

Der Kugelraumer MELBOURNE trat drei astronomische Einheiten vom System Regulus aus

dem Linearraum. Rhodan und Bull hatten sich zusammen mit Caplan durch die Unterlagen hindurchgearbeitet und wußten jede Einzelheit über den violetten Mond. Während sie sich unterhielten, war Anthony Cimarosa in der Steuerzentrale des Schiffes.

Cimarosa saß schweigend in dem Gliedersessel und betrachtete die Bilder, die von den Schirmen wiedergegeben wurden. Die Sterne, die das Bild ausfüllten, funkelten in kalter Intensität. Senkrecht zur Achse des Schirmes sah Toni das Band der Milchstraße; verdichtete Lichter, die Kristalle auf schwarzem Stoff.

Die Sonne Regulus im Rücken, so näherte sich das Schiff dem vierten Planeten oder dem Platz, an dem dieser stehen sollte. Die Impotronik steuerte das Schiff, und vor einer Minute hatte ein kodifizierter Funkspruch die Sender verlassen, der das Schiff ankündigte: Das Schiff, Perry Rhodan, Reginald Bull, Glenn Caplan und Anthony Cimarosa. Die Männer in der Station wußten Bescheid.

„Unwahrscheinlich“, murmelte Cimarosa vor sich hin. Niemand hörte es, und niemand beachtete ihn selbst. Sein Blick hing starr an dem Bild der Sterne.

Der Raum um die MELBOURNE wurde von Sekunde zu Sekunde dunkler. Kurze Zeit später sah man auf den Schirmen nichts anderes mehr als die geschwungene Oberflächenlinie des vierten Planeten: Regulus IV. Ein runder, dunkler Körper schob sich langsam vor dem noch schwärzeren Hintergrund des Alls hervor; der Mond XI bestand aus Gestein mit einem sehr geringen Reflexionsgrad. Unaufhaltsam schob sich das Schiff näher.

„Ortung des violetten Mondes?“ fragte ein Lautsprecher.

„Nichts“, antwortete eine harte, laute Stimme.

Vor dem Hintergrund, der drohend und schwarz nichts anderes zeigte als die Sterne und den dunklen Rand der fernen Dunkelwolke, zeichneten sich nur die Umrisse des Mondes ab. Andere, kleinere und größere Objekte umkreisten den Planeten, sie schieden aus. Wie ein erdrückender Schatten wuchs Mond XI vor den Schirmen des Schiffes.

„Funkkontakte?“

„Nichts.“

Plötzlich flammte mitten in dem Raum vor ihnen ein starker Scheinwerfer auf; er blendete direkt in den Schirm hinein.

„Erfaßt! Keine andere Ortung.“

„Fahr zurück. Anschweben. Schutzschirme ausschalten!“

Das Schiff hing nahezu bewegungslos vor dem Licht, das anscheinend mitten aus der Schwärze kam. Dann wurden langsam die Umrisse der Asteroiden sichtbar; der Schirm dieser kleinen Welt wurde abgebaut. Die Folge war, daß ein runder Körper aus dem Nichts erschien.

„Die Tarnung ist vorzüglich. Die Ortungsgeräte konnten nur eine Masse erfassen, nicht aber deren Standort.“

„Plötzlich sind Funkkontakte da. Ich schalte um...“

„Hier Station violetter Mond. Wir rufen Schiff MELBOURNE mit Perry Rhodan und Mister Cimarosa.“

Einer der Männer, die vor verwirrenden Geräten, Schaltern und Anzeigen saßen, drehte sich zu Anthony herüber und tippte ihm mit dem Finger auf die Schulter. Toni fuhr auf und sah in ein braunes Gesicht.

„Ihnen gehört doch diese Station dort, Mister Cimarosa. Wollen Sie nicht einige nette Worte der Begrüßung sagen?“

„Gern - wo ist das Mikrofon?“ fragte Toni.

„Hier.“ Er nahm es in beide Hände.

„Hier solarer Kreuzer MELBOURNE. Wir bitten, den Schutzschirm zu öffnen und der Mannschaft ein reibungsloses Einschleusen zu ermöglichen. Es sprach Toni Cimarosa.“

Anthony lächelte verlegen und gab das Mikrofon zurück. Er fühlte sich zwischen den erfahrenen Männern dieses Schiffes hilflos und verloren. Er schwor sich im stillen, daß er nicht länger als ein Jahr brauchen würde, um dies alles gelernt zu haben. Anthony blieb sitzen

und sah zu, wie das Schiff vorwärtsschwebte und in einem Loch des Schutzfeldes verschwand. Dann legte es vorsichtig an und bewegte sich in die riesige Schleuse hinein. Die mächtigen Segmenttore schlossen sich, und die Sichtschirme wurden dunkel.

Nur noch Scheinwerfer waren zu sehen, die Rampen und Gerüste in grelles Licht tauchten. Toni ließ die folgenden Minuten wie ein Schlafwandler an sich vorübergehen und rührte sich nicht. Das Schiff wurde langsam ruhiger; mehr und mehr Maschinen wurden abgeschaltet, die Kontrollen erloschen. Toni fühlte sich alles andere als behaglich - und das änderte sich nicht, als man Luft in den domähnlichen Raum gepumpt und die Schiffsschleusen geöffnet hatte. Glenn Caplan kam herein und führte Anthony hinaus.

„Höllisch verwirrend für Sie, Toni“, sagte er, „nicht wahr?“

„Einigermaßen“, antwortete Toni. „Das soll sich aber innerhalb eines Jahres grundlegend geändert haben, darauf können Sie sich verlassen!“

„Niemand wünscht das so sehr als wir“, sagte der Kontaktmann des violetten Mondes. „Irren Sie sich auch nicht?“ fragte Toni zurück. „Schon möglich“, gab Caplan zu. „Kommen Sie...“

*

Ein riesiger, hagerer Mann erwartete sie im Eingang des Zentralkorridors. Perry Rhodan, Reginald Bull, Caplan und Cimarosa gingen von Bord; niemand war mehr zu sehen. Hinter ihnen lief noch jemand aus dem Schiff, es war eine Ordonnanz Rhodans.

„Bleiben Sie hier“, sagte Rhodan. „Machen Sie die Augen auf und sprechen Sie mit den Männern - sie werden in Terrania ein neues Ressort erhalten: den violetten Mond.“

Der Offizier salutierte. „In Ordnung, Sir.“

Caplan ging schnell einige Schritte voraus, schüttelte die Hand des Hageren und drehte sich um.

„Meine Herren“, sagte er in seinem tiefen Baß, „ich stelle Ihnen Scott Rhettnys vor, den Leiter dieses Unternehmens hier. Er wird Sie herumführen. Bitte, fragen Sie, wenn etwas unklar ist.“

„Sie werden viel Gelegenheit bekommen, unsere Fragen zu beantworten“, sagte der Großadministrator und schüttelte die Hand Scotts.

„Zuerst die Verwaltung“, sagte Scott und wandte sich zum Gehen.

„Auch hier Verwaltung?“ fragte Bull ironisch. Scott drehte sich halb um.

„Wir sind Kaufleute“, sagte er lächelnd, „und wir versuchen, mit Gewinn zu arbeiten, ohne allzu geizig zu sein.“

„Verstehe.“, Sie gingen hundert Meter den Zentralkorridor entlang und bogen dann in einen Antigravschacht ab, der sie bis hinauf an die Oberfläche des Asteroiden brachte. Dort war ein kreisförmiges, leicht konkav gebogenes Glas eingesetzt, zehn Meter im Durchmesser. Es war einseitig verspiegelt, so daß man die Sterne durch den Schutzschirm sah. Die Männer warteten, bis sich die breite Tür geschlossen hatte, dann setzten sie sich bis auf Scott.

„Meine Herren“, sagte er, „wir alle hier oben freuen uns, daß wir diesen Besuch erhielten. Caplan informierte uns bereits vor einiger Zeit, daß Sie kämen. - Eine Frage: Wollen Sie dieses Projekt weiterführen?“

Rhodan sah auf. Seine grauen Augen schienen zu strahlen.

„Es war für mich eine Überraschung, zu erfahren, daß sich auch Bürger der Erde für den Zusammenhalt des Reiches interessieren und dafür arbeiten. Ich persönlich, in Vertretung Terras, bin fest entschlossen, den violetten Mond zu fördern oder ganz zu übernehmen. Ich weiß allerdings nicht, wie sich Mister Cimarosa dazu stellt.“

„Einwände“, sagte Toni und lachte. „Ich schließe einen Kompromiß. Wir bleiben weiterhin Träger dieses Unternehmens, behalten auch die Handelskontakte mit den neugefundenen Planeten. Die Einsätze und die anderen Kosten trägt weiterhin die Cimarosa-Holding, aber die Daten der neugewonnenen Welten werden an Sie, Großadministrator, übermittelt. Wir werden

in unsere Verträge entsprechende Klauseln aufnehmen. Sie sollen dort landen können, kurz: Die Kontakte mit Terra sollen sich keinesfalls auf bloßen Handel beschränken. Einverstanden?“

Caplan blinzelte überrascht und nickte Toni zu.

„Ist das in Ihrem Sinne, Scott?“ fragte Anthony.

„Völlig. Könnte nicht besser sein.“

„Mister Rhodan?“ fragte Toni den Administrator.

„Gut“, sagte dieser und nickte langsam. „Ich erweitere den Vertrag dahingehend, daß die Administration in jedem Notfall einspringt. Der Asteroid wird Mercant unterstellt, die Geheimhaltung ist dadurch gesichert. Mercant kann in allen Fällen schnelle Waffenhilfe leisten und verhüten, daß Dinge bekannt werden, die unbekannt bleiben sollen. Einverstanden?“

„In Ordnung!“

Scott Rhettnys atmete sichtlich auf und drückte die Hand des Großadministrators. Dann fuhr er fort, zu erklären: „Hier ist das Zentralbüro. Hier werden die einzelnen Einsätze abgesprochen und die Agenten ausgesucht. Die Räume nebenan gehören der Kartei und der astronomischen Abteilung. Dort lagern die genauesten Daten eines jeden der eintausendeinhundertvierzehn Planeten. Innerhalb von einigen Sekunden lassen sich die Karten für die Impotronik auswerfen, und es dauert nur Minuten, bis genaueste völkerkundliche Daten über die Menschheit vorliegen.“

„Sie scheinen sehr gut ausgerüstet zu sein“, sagte Bull. „Sehen wir uns die Räume an?“ - „Bitte.“

Der anschließende Raum war die astronomische Station. Hier stand ein Rechengehirn mit drei riesigen Speicherbänken, daneben die Schränke, in denen Karten und Fotomaterial aufbewahrt wurden.

„Die Maschine wirft die Daten aus und sucht durch elektromagnetische Greifer das betreffende Material hier heraus. Dann legt sie es hier ab.“

„Probe?“ verlangte Anthony. „Bitte...“, sagte Scott.

Er drückte einige Knöpfe und erklärte: „Sonne Antares, neunzehnter Planet, Datum: Fünf Tage zurück. Achtung!“

Die Maschine summte auf, knatterte drei Sekunden, dann ertönte ein Fauchen, und eine Mappe lag auf dem bezeichneten Platz.

„Der neunzehnte Planet heißt Dongsoni, wird von Terranern afrikanischer Abstammung bewohnt, die sich mit wenigen Arkonenresten vermischten und eine Dschungelkultur bildeten. Der Einsatz war vor vier Wochen, vor einigen Tagen schloß das Kontaktschiff entsprechende Verträge. Der Agent war Aola Vohmai, dort geboren, und zur Zeit hier zur Ausarbeitung seines detaillierten Berichtes.“ Scott las den Text ab.

„Gut“, sagte Cimarosa. „Ich möchte Vohmai gern sprechen, wenn es möglich ist.“

„Diese Kartei wird nach jedem Vorgang auf den letzten Stand gebracht“, erklärte Scott.

„Dazu brauchen wir die psychologischvölkerkundliche Abteilung hier!“

Ein kleiner Saal tat sich auf, mit vielen Tischen und Sesseln davor. Schreibmaschinen, Projektoren und Schaukästen mit Bildern und Präparaten standen herum, farbige Teppiche und alte Waffen hingen an den Wänden.

„Hier werden die genauen Daten der Planetenbewohner gesammelt, aufbewahrt und mit den von Spähershippen und Beobachtern gemachten Erfahrungen verglichen. Die Männer hier arbeiten dann für jeden Einsatz den richtigen Weg aus und legen Richtlinien für die Schulung des betreffenden Agenten nieder.“

„Wird die Schulung auch hier durchgeführt?“ fragte der Administrator schnell. Scott verneinte.

„Wir haben einen idealen Planeten gepachtet. Er ist nur von Tieren bevölkert. Dort werden die Agenten unter möglichst angenäherten Verhältnissen trainiert und unterwiesen. Trotz aller

Vorsichtsmaßnahmen und aller Tricks ist jeder Einsatz meist eine lebensgefährliche Sache. Es soll nicht nur ein Schiff angekündigt werden - dieses Schiff und mit ihm die Kontakte mit Terra sollen der dringenden Wunsch aller Menschen sein. Nur so können wir sichern, daß die Verträge Bestand haben.“

„Sehr klug“, sagte Bull.

Sie gingen weiter. Sie bewegten sich ständig in Räumen, die nahe oder unmittelbar unter der Kruste des Asteroiden lagen. Die wissenschaftlichen Räume hatten meist Glasdächer, durch die man den Kosmos sehen konnte - die Technik war im Innern des violetten Mondes verborgen.

Die sechs Männer bewegten sich über eine Schrägfläche eine Ebene tiefer hinab. Hier lagen kleine Zimmer, größere Säle und das Kasino. Die Versorgung der zweihundertfünfzig Männer hatte hier ihre Zentrale -Küchen, Vorratskammern, ein Stand, an dem die neusten Zeitschriften, Bücher, Schallplatten und Tonbänder auflagen und gekauft werden konnten... Kinosaal, eine lange Bar und Telekomschirme.

„Hier leben wir und die Agenten, bunt durcheinander. Es ist so ähnlich wie auf einem großen Schiff, nur dauern Schiffsfahrten niemals so lange wie unser Dienst. Dadurch, daß wir Freiwillige haben, sind die Fälle von Raumpsychozen ziemlich selten. Das bringt mich auf etwas: Cimarosa... wir würden einige Ärzte nötig brauchen. Trägt der Finanzplan D’Arcys noch ein oder zwei Gehälter dafür?“

„Das sind Gewerkschaftsmethoden - ich werde sehen, ob ich einen Einsiedler herschicken kann“, versprach Anthony lachend.

„Hier“, wies Scott auf einen Mann, der eben aus dem Kasino kam und den breiten Korridor überquerte. „Das ist Aola Vohmai. Vohmai!“

„Ja?“ Der kleine Mann kam näher. Mit bernsteinfarbenen Augen musterte er die Gruppe. „Sie wünschen, Scott?“

„Diese Herren hier sind die Vertreter der Erde und Ihr Brotgeber, Aola. Perry Rhodan, Reginald Bull, Caplan, Cimarosa und ein Offizier, der mir nicht vorgestellt worden ist.“

„Verzeihung - Celman, Ralph Celman“, sagte der Uniformierte und verbeugte sich knapp.

„Mein Name ist Vohmai. Ich wurde vor rund fünfunddreißig Jahren auf Dongsoni geboren und kehrte vor einem Monat terranischer Rechnung dorthin zurück, um einen Aufstand des Millionenvolkes vorzubereiten. Es gelang mir, die Herrschaft des Autokraten zu brechen und mit Hilfe eines kleinen Wunders die Verträge vorzubereiten, die diesen Planeten assoziieren. Der Auftrag wurde innerhalb von zwanzig Tagen erledigt - Scott und ich kamen vor drei Tagen hierher zurück.“

„Prächtig“, sagte Rhodan. „Ich danke Ihnen. Sollten Sie einmal arbeitslos werden, schreiben Sie nach Terrania. Ein Posten in der Flotte ist Ihnen sicher- oder im Geheimdienst.“

„Da werden Sie noch lange warten müssen, Sir“, entgegnete Vohmai und grüßte. Dann ging er in sein Zimmer.

Die Männer besichtigten die Speicher und die technischen Abteilungen.

„Wir haben hier einen Meiler, der genügend Energie erzeugt, um die Station zu versorgen. Augenblicklich läuft er auf Drittelleistung; wir brauchen nicht viel mehr Strom. Die Lager sind voll, und die Techniker helfen den Agenten. Wir haben einige sehr geschickte Mikrotechniker hier - glücklich wären wir, würden wir einige Siganesen bekommen. Sie sind bekanntlich Meister der Mikrotechnik.“

„Warum liegt das Schwergewicht auf Mikrotechnik?“ fragte Cimarosa.

Scott erklärte es, während die Männer zwischen Drehbänken, Pulten und grellen Lichtkegeln und staubgeschützten Montageplätzen umhergingen.

„Die Agenten kommen meist als Eingeborene auf die entsprechende Welt. Abgesehen davon, daß sie sich unter Umständen teilweise barbarischen Sitten unterwerfen müssen, besteht ihre Bewaffnung und Ausrüstung in Dingen, die auf dieser Welt üblich sind. Wir können niemanden mit einer Hollman-Pistole oder einem Psychostrahler auf einen Planeten schicken,

auf dem die Waffe aller Waffe der Bogen ist - es würde zumindest auffallen. So kamen wir zwangsläufig auf den Ausweg, kleine Dinge herzustellen.

In Armreifen finden Sie komplette Minikoms, in hohlen Lanzenschäften sind Desintegratoren verborgen, und ein Schmuck aus Muscheln kann eine Kette hochbrisanter Sprengkapseln sein, die durch Funkimpulse ausgelöst werden, die ihrerseits aus dem Boden eines Pfeilköchers kommen - es geht nicht anders.“

„Ich verstehe“, sagte Cimarosa. „Wenn ich dies hier alles sehe, komme ich mir wie ein Schuljunge vor. Und das alles hat mein Vater aufgebaut?“

„Wir danken ihm heute noch dafür“, sagte Caplan, und Scott nickte.

„Trösten Sie sich“, sagte Bull und schlug Cimarosa auf die Schulter. „Ich war auch einmal jung und ahnungslos. Es ist lange her, und heute weiß ich manches mehr als damals.“

„Wenigstens ein kleiner Trost“, murmelte Toni und ging weiter.

*

Vier volle Stunden später kehrten die sechs Männer in das Büro zurück. Dort hatten die Stewards bereits ein Essen vorbereitet, und die Besucher setzten sich an den Tisch. Sie hatten den gesamten Asteroiden inspiziert.

Scott hob sein Glas und sagte: „Erlauben Sie mir, daß ich einen Toast anbringe. Auf eine zufriedene und reibungslose Zusammenarbeit mit Rhodan und Terrania.“

Rhodan bedankte sich.

„Bevor Sie wieder abfliegen, meine Herren“, sprach Scott weiter, „möchte ich Ihnen einen Mann vorstellen, der in einigen Tagen zu einem schwierigen Auftrag startet. Die BRASILIA wird ihn auf den Planeten VI der Sonne Naral absetzen. Dort herrscht eine dörfliche Kultur; rund drei Millionen leben auf Amboina, gemischt aus Terranern und Arkonidensiedlern, die von ihrer Zentralwelt abgeschnitten wurden.“

Scott berührte einen Knopf an einem Pultkommunikator und sagte einige unverständliche Worte.

„Das ist der Dialekt Amboinas - gemischt aus Interkosmo und amboinisch. Einen kleinen Moment“, erklärte er.

Sie aßen weiter. Fünf Minuten später kam ein Mann herein, nachdem Scott auf ein Summsignal hin die Tür geöffnet hatte. Der Mann trug nichts außer einem mit kunstvoller Stickerei verzierten Lendenschurz und einem breiten Gürtel, an dessen Seite ein flammenförmiger Bronzedolch steckte. Das lange, schwarze Haar war im Nacken zu einem Knoten zusammengefaßt. In den Händen hielt der kleine, hellbraune Mann ein scharfgeschliffenes Bronzebeil, einen runden Schild mit dem Wappen eines schwarzen Vogels und vier Speere, kurz und mit breiten Blättern.

„Das ist Anahay“, erklärte Scott. „Er wird in drei Tagen starten. Er ist dreißig Jahre alt, sehr gerissen und ein perfekter Karatekämpfer. Sein Ziel: Amboina.“

„Kann ich wieder gehen, Scott?“ fragte Anahay.

„Ja. Danke.“

Die Männer sahen sich verblüfft an. Auch dann, als sich der Kugelraumer wieder abstieß, durch das Loch des Energieschirmes glitt und Fahrt aufnahm, schwiegen sie. Einunddreißig Stunden später landeten sie in Terrania, und die Verträge zwischen der Administration und Anthony Cimarosa wurden vorbereitet.

4.

Nur ein halbes Standardjahr beträgt die Umlaufzeit des Planeten VI, Amboina, um seine

Sonne Naral. Die achtzehn Stunden einer Umdrehung Amboinas sollten dreißigmal vergehen, dann brach die Nacht des violetten Mondes an. Eine schwierige Aufgabe entstand für den kleinen, muskulösen Mann...

*

Am Morgen schoß die Sonne wieder hervor, aber nur einen Augenblick lang. Sie durchbohrte wie eine mächtige Nadel die Wolken, bedeckte das Land mit weißem Dampf und entlockte den blühenden Pflanzen durchdringende Gerüche. Die Trockenheit war vorüber. Alles schwärmte aufgeregt umher, und über die Terrassenhänge der Berge rannen kleine Regenbäche und glänzten wie Platin.

Die Feuchtigkeit überzog alles mit niedergeschlagenen Wassertröpfchen. Heerscharen von Schlangen, Tausendfüßlern und Spinnen, Ameisen und anderen Insekten krabbelten geschäftig über den Waldboden. Am weißen See, der sich aus dem gewundenen Lauf des Baches gebildet hatte, baute Anahay, der Wanderer, Seine Hütte.

Anahay baute das Haus, wie es hier überall getan wurde. Er suchte sich vier Akaripalmen aus, die dicht beieinander standen und fällte einige andere Bäume. Dann befestigte er Querstämmen zwischen den vier Schäften und bekam eine Plattform, die mit anderen Brettern aus gespaltenen Bohlen verstärkt wurde. Darüber kamen Palmblättergeflechte und Lehm, der mit Sand bedeckt und gestampft wurde. In mühsamer Arbeit schuf Anahay das Dach und die Rückwand, dazu flocht er die schweren Matten, die auf den anderen drei Seiten herunterhingen und den Blick ins Innere der Hütte versperrten. Anahay arbeitete drei Tage lang, dann stand seine Hütte. Der Giebel wurde von einem geschnitzten Vogel gekrönt, dem Seekormoran, dem Zeichen des Wanderers.

Ein Mädchen, das in einem riesigen Bronze-krug Wasser vom See holte, blieb vor der breiten Leiter stehen, die zur Hütte hinaufführte.

„He!“ rief das Mädchen. Sie trug nichts außer dem Sarong, dem Krug und einem Platinreifen.

„He!“ rief Anahay zurück und setzte sich auf die oberste Stufe der Leiter.

„Was willst du, Mädchen?“

„Wer bist du, Hüttenbauer?“ fragte sie.

„Ich bin Anahay, der Wanderer, der von fern kommt. Wenn dich dein Häuptling fragt, wer ich sei, dann sage du, ich sei Anahay, der ein König unter den Fürsten ist - sage auch, daß ich in meinen Jugendtagen viele Männer geschlagen habe mit diesem Bronzebeil. Sage, daß sich niemand meiner Hütte nähern soll ohne Geschenke, denn ich bin sehr schrecklich und sehr habgierig.“

„Ich werde es sagen“, antwortete das Mädchen ohne Furcht. „Aber unser Häuptling, einst ein mächtiger Kämpfer, wird meine Rede nicht mehr verstehen. Er ist akzoi - krank, sehr krank.“

„Ich habe keine Medizin, aber ich werde zusehen, wenn er begraben wird mit allem, was er hatte.“

„Ich werde es sagen. Hast du kein Weib, Wanderer von fern?“

Anahay sah sie ernst an.

„Ich habe mein Volk verlassen im Norden, weil ich der Menschen überdrüssig geworden bin. Ich habe kein Verlangen nach Mädchen - ich könnte den See füllen mit schönen Häuptlingstöchtern, die in meinem Land um mich zittern.“

Das Mädchen nickte bewundernd, dann nahm sie den Krug auf den Kopf und ging. Anahay sah ihr bewegungslos nach; sie war sehr hübsch. Er erhob sich und ging wieder in die Hütte zurück, in der ein großer Fisch, den er gespeert hatte, über dem Feuer hing.

Die vierte Nacht brach heran.

Das Dorf, dessen Hütten achttausend Menschen beherbergten, war nicht ganz eintausend terranische Meter entfernt. Es bestand aus rund tausend Hütten, die alle auf Pfählen standen.

Die spitzen Giebel trugen das Familientotem der Einwohner; einen Fisch, einen Flügel, einen

Reiher oder ein Bund Reis. Mitten in der Siedlung war ein runder Platz, der sechshundert Meter Durchmesser hatte. In der Mitte des Platzes standen drei große Gebäude: Das Schlafhaus des Häuptlings, das Palaverhaus und der Turm der Bronzegongs. Vierzehn riesige Gongs, trommelförmig und von beiden Seiten zu schlagen, hingen an Seilen von federnden Palmengerüsten herunter. Obwohl die Gongs aus einem Stück gegossen waren, gaben sie zwei verschiedene Töne von sich; jede Seite hatte einen anderen Klang.

Und mitten in der vierten Nacht wurde der Wanderer geweckt.

Die vierzehn Gongs donnerten, hallten und krachten in einer erschreckenden Vieltönigkeit. Die Schallwellen brachen sich an den spitzen Giebeln der Häuser, drangen durch jede Matte und in die Ohren der achttausend Menschen: „Aiiihh - der Häuptling ist tot!“

In der Dunkelheit huschte Anahay davon. Er trug einen primitiven Holzbohrer, einen Ultraschallmesser und mehrere kleine Schachteln, an deren Seiten kurze Drähte mit Steckern hervorragten. Zwischen den Zähnen hatte Anahay seinen Dolch. Er bewegte sich absolut geräuschlos und sehr schnell auf das Dorf zu, schlug hundert Meter davor einen Haken und tauchte in dem tropischen Regenwald unter.

Nach weiteren fünf Minuten verharrte der breitschultrige, muskulöse Körper am Rand einer Lichtung, die mit weißem Sand bestreut war.

Kein Laut war zu hören.

In der Mitte der Lichtung stand ein Gerüst aus Stämmen, das sich vierzig Meter hoch in den sternenübersäten Himmel erhob. Generationen hatten den Totempfahl geschnitzt, erneuert und ausgebessert. Von schlanken Palmenstämmen war die Rinde abgelöst worden; die weißen Balken hatte man mit Bronzemessern bearbeitet und mit Kuafarbe schwarz eingelegt. An den Enden verbanden dicke Stäbe reinen Platins die Bohlen - wie ein gespenstisches, aus hundert Antlitzen starrendes geometrisches Gebilde ruhte der Pfahl auf der Lichtung. Keine Wache war zu sehen, keine Feuer brannten.

Einige lange Sätze, tief am Boden gekauert, brachten Anahay an die Rückseite des Totempfahles. Wie ein Beuteltier kletterte er zehn Meter hinauf und hakte dann die Füße in den Lederstiefeln um die Balken. Kleine, schnelle Geräusche waren zu hören. Die Arbeit dauerte nicht länger als eine halbe Stunde, dann entfernte sich Anahay so schnell, wie er gekommen war. Er hinterließ keine Spuren.

Immer noch erfüllte das Gellen der Bronzegongs die Luft. Sie würden zehn Stunden lang ununterbrochen dröhnen. Anahay erreichte sein Haus und kletterte die Leiter hinauf.

Dreißig Minuten später war er auf dem Weg. Er hielt den Schild in der Linken, darunter zwei Speere. Bronzebeil und Dolch steckten im Gürtel, und quer über die nackte, braune Brust zogen sich vier waagrechte Schlangenlinien. Sie waren weiß und leuchteten in der Dunkelheit. So ging der Wanderer den ausgetretenen Pfad hinauf, der vom See zum Dorf führte.

Zum Dröhnen der Trommelgongs kamen noch die Bläser der gewaltigen Mundorgeln dazu; sie hielten die vier Bambusröhren vor sich her und bliesen, bliesen... hallende, traurige Töne schallten über den Dorfplatz.

Die viertausend Männer des Dorfes hatten sich versammelt. Sie standen in drei langen Reihen nebeneinander, trugen weiße Lendenschürze und weißen Kopfputz aus gekalktem Reisstroh. Auch über die Oberkörper der Dorfbewohner zogen sich die kalkweißen Schlangenlinien; ein Zeichen der tiefen Trauer um den Häuptling.

Die Reihen der Männer standen wie angewurzelt. Für einen langen Augenblick schwiegen die Trommelgongs und die Mundorgeln. Dann ging ein langer Ruck durch die aufgestellten Krieger, und die Kopfzierden schwankten und zitterten. Ein Stöhnen entrang sich den Kehlen, dann ein langer Aufschrei. Das Heulen einer Mundorgel setzte ein, dann ein donnerndes Krachen einer Bronzetrommel. Andere Gongs fielen ein und erfüllten den Dorfplatz mit Klängen und Lärm.

Die Oberkörper bewegten sich vorwärts und rückwärts, in angestrengten, zitternden

Bewegungen. Fackeln und langflammige Feuer wurden um die drei Hütten des Mittelpunktes entzündet, und das Dunkel teilte sich wie ein Vorhang. Zwischen den Büscheln der Kopfzierden blitzten die Speerblätter auf, und die Ältesten kamen aus einem Winkel des Dorfes, schwere Holzmasken vor den Gesichtern. Die Gruppe von acht Männern, angeführt von einem über und über weißbemalten Schamanen, setzte sich an die Spitze des Zuges.

„Der Tanz des großen Feuers...“, schrie eine kreischende Stimme. Sie überschlug sich und erstarb in einem langgezogenen Murmeln. Das Klagen der Weiber wurde wieder von den Gongs übertönt.

Dann bewegten sich die Krieger nach vorn. Das Licht der Flammen spiegelte auf ihren aufgerissenen Mündern und scheußlich verzierten Wangen. Blicklose Augen waren auf irgendeinen Punkt gerichtet, der nicht sichtbar war; die Männer sahen den Geist des großen Feuers.

Anahay blieb im Schatten des Dorfrandes stehen.

Die Musik wurde lauter, während die Krieger sich langsam und ruckweise im Kreis bewegten. Es war, als bewege sich eine riesenhafte Schlange in einem weiten Kreis um die drei Hütten, das Feuer und den Holzstapel in der Mitte des Platzes. Ruckartig, schleifend, unter dem dröhnenden Klang der Bronzetrumpfen.

Die Trommelschläge wurden allmählich stärker und schneller. Oder - vielleicht war es nur Einbildung? Der Rhythmus blieb, wurde aber schneller, kräftiger, härter. Der Ton wurde durchdringender, entschlossener, und die schlummernde Drohung durchdrang die Nerven. Die geschlossene Kette der Krieger umtanzte mehrere Male den Mittelpunkt des Dorfplatzes, immer unter der Führung der fast nackten Gestalt des Schamanen.

Plötzlich ein Schrei: „Der tote Häuptling!“

Ein langgezogenes Dröhnen aller Kehlen. Die Gesichter strafften sich, die Arme schienen sich zu erheben, nach einem verborgenen Leichnam zu greifen - die Menge teilte sich. Aus dem Haus des Schamanen kam eine kleine Prozession heraus: vier Männer trugen eine weißeingeschlagene Gestalt. Hinter dem toten Stammeshäuptling schritten seine zehn Frauen - die Hände waren ihnen zusammengebunden, und ihre Körper waren mit nichts anderem geschmückt als mit dünnen Platinblechen, die kunstvoll gearbeitet waren und mit Kalk bemalt. Unter dem Dröhnen der Bronzetrumpfen und den hallenden Schreien der Mundorgeln bewegte sich der Zug schweigend, starr und feierlich bis zum großen schräggeschichteten Holzstoß. Es war der Brauch, mit dem toten Häuptling seine Habe zu verbrennen.

„Aiihh!“

Die Gedanken des stillen Zuschauers bewegten sich zurück... Jahrtausende...

Zweihundert Jahre und mehr vor der Zeitrechnung hatten die Menschen diesen Brauch auf der Erde gepflegt - in vielen Stämmen war es üblich, Diener, Frauen, Pferde und den gesamten Besitz mit ins Grab zu geben, um dem toten Häuptling das Zweite Leben zu erleichtern.

Hier war dieser barbarische Brauch wieder aufgeflammt.

Lasse Menschen zweihundert Jahre unbeaufsichtigt, nimm ihnen den Kontakt zur Kultur, gib ihnen Land und Klima, das die Geistesarbeit ausschaltet und die Lethargie fördert... stoße sie hinein in die Fremdform der arkonidischen Splitterkultur, und da hast du dieses Ergebnis. Die Augen des Betrachters wurden größer vor Staunen, als er die folgenden Vorgänge sah.

„Das große Feuer...“, schrie der Schamane eifernd und gellend.

Er schlich langsam nach vorn.

An den zehn Frauen vorbei, die starr und von den Feuerstrahlen umblitzt im Platinschmuck dastanden, neben dem Leichnam. Der Zauberer breitete die Arme aus, schien fast zu springen, als er den langhingestreckten Körper endlich erreicht hatte. Drei alte Krieger, schrecklich bemalt und fast nur aus Haut und Knochen bestehend, kamen hinter ihm her.

So still war plötzlich die Menge, daß Anahay das Knistern und Prasseln des Feuers hören konnte.

Der Schamane sank neben dem Körper nieder, hob mit zitternden Fingern das Laken. Das Haupt wurde enthüllt. Es war mit gehämmertem Platinblech bedeckt, in den Augenhöhlen steckten schimmernde Bernsteinblöcke. Die Augen schienen zu leben. Der Gram des gesamten Stammes war in dem ausgemergelten Körper des Schamanen versammelt, als er aufstand und seine schrille Klage hinausschrie: „Aiih!“

Schwach rührten die Musiker an den Trommeln.

„Wind vom See, weh! Trage ihn über die Erde.“

Zweitausend Kehlen murmelten: „Aiihh!“

„Weh - Wind vom Land! Ihr Fischadler, schwinget die Ruder.“

„Aiihh!“

„Der Regenbogen ist das Fahrzeug. Der Regenbogen ist die Brücke, und der Fluß wird überschritten. Aiihh! Weh, Wind vom See...!“

Die Totenklage verstummte.

Feierlich kam ein Krieger mit einem großen, glänzenden Becher heran. Er übergab ihm dem Schamanen, und dieser wandte sich an die Frauen. Die scharfen Augen Anahays bemerkten, daß die Frauen ausnahmslos jung waren.

Die Handfesseln wurden gelöst. Die Krieger hielten jetzt helle Fackeln in den Händen. Jeder der Frauen wurde ein Schluck eines unbekannten Getränks eingebläst, und sie ließen die Prozedur schweigend über sich ergehen. Dann brachte man den Leichnam auf den Scheiterhaufen und legte ihn nieder.

Langsam folgten die Frauen. Sie stiegen hintereinander auf den Holzstoß, und die Trommelgongs rasten. Dann setzten sich die Frauen mit dem Rücken gegen den Leichnam, und ihr Blick wurde glasig und starr. Anahay wußte, daß der Becherinhalt ein schnellwirkendes Gift war; die Frauen waren tot, noch ehe der Stoß angezündet wurde.

Endlich brannten die Hölzer. Ein betäubender, stechender Geruch wallte mit dem dichten, weißen Qualm über den Dorfplatz, und langsam zog sich Anahay zurück.

An einem unauffälligen Ort vergrub er seine Waffen und eilte dann bachaufwärts, wo an einer bestimmten Stelle zwei Plastiksäcke versteckt waren. Beim Licht eines gelben, halben Mondes grub er die Säcke aus und verstaute sie unter einigen flachen Steinen, über die der Bach plätscherte. Dann nahm er wieder eines der kleinen Kästchen aus dem hohlen Schaft seines Beiles und verband einige Zuleitungen. Niemand hörte das bedächtige, leise Ticken. Für ihn aber war dieses Geräusch von lebenswichtiger Bedeutung.

*

Die Nacht war von langanhaltendem Lärm erfüllt.

Die Bronzegongs und die Mundorgeln erfüllten den Wald mit langen Schreien und hämmernden Schlägen, und weder Kormorane noch Beuteltiere kamen zur Ruhe. Auch Anahay schlief nicht. Vertraut mit den Sitten der Eingeborenen auf Amboina wußte er, daß der neugewählte Häuptling morgen mit dem Schamanen und einem Zug ausgewählter Krieger den Totempfahl besuchen und dort opfern würde. Das war die erste Zeremonie nach der Amtsübernahme.

Früh am Morgen ging Anahay gemessenen Schrittes durch das Dorf und sah die Spuren des vergangenen Tanzes. Die Aschehaufen, die Spuren der lederbewehrten Füße und abgerissenen Halme gekalkten Reisstrohs. So schlenderte Anahay durch die gesamte Länge des Dorfes, betrachtete sinnend die Bronzetrommeln und ging auf das Palaverhaus zu, als ein Bote hinter ihm herlief und ihn einholte.

„Wanderer von fern“, sagte er und blickte vorsichtig auf die glänzenden Speerschäfte, die von langem Gebrauch abgewetzt waren, „mein Herr, der neue Häuptling, wünscht dich zu sehen. Er weiß, daß du ein Mächtiger bist unter seinesgleichen und will mit dir sprechen und dir Ehre erweisen.“

„Gehe zum Häuptling zurück, Sklave“, sagte Anahay und senkte den Schild etwas, „und sage ihm: Ich bin Anahay und möchte nichts anderes als einen Platz haben, an dem ich ruhig schlafen und meinen weisen Gedanken nachgehen kann. Sage ferner dem Häuptling, daß ich mit ihm sprechen will und ihn bitte, mich dort am Ufer wohnen zu lassen. Ich werde hier warten.“

Der Bote stob davon. Einige Minuten später kam ein junges Tanzmädchen und brachte dem Wanderer einen Becher.

„Herr - mein Häuptling schickt mich und diesen Becher voll Palmwein. Beides ist dein Eigentum.“

Für alle Augen, die versteckt die Szene beobachteten, deutlich sichtbar, trank Anahay den Becher leer, dann gab er ihn dem Mädchen zurück.

„Hier“, sagte er, „trage meinen Schild. Wo wartet der Häuptling?“

Der Häuptling wartete vor dem Eingang seines Hauses.

Das Haus war reichverziert und sehr neu. Der wie ein Schiff geschwungene Giebel trug das Zeichen seines neuen Besitzers; es war die *Hand, die einen Dolch hielt*.

Selbstverständlich kannte Anahay nicht nur die Sprache Amboinas, sondern sämtliche Sitten.

Der Häuptling wartete vor dem Haus. Dort standen vier leere Bronzehocker vor einem Holztisch, der mit einer kunstvolle gewebten Grasmatte belegt war.

Der Häuptling stand auf, und die beiden Tänzerinnen, die rechts und links neben ihm saßen und ihm Luft zufächelten und Fliegen abwehrten, erhoben sich auch. Der Schamane kam aus einem anderen Haus herangeschritten und stellte sich neben Anahay. - „Ich grüße dich, Häuptling“, begann Anahay.

„Ich grüße dich, Wanderer von fern. Was führt dich in diesen Teil der Wälder?“

„Ich suche die Einsamkeit. Und ich stelle mich in den Dienst deiner Herrlichkeit - wann immer du meines Ratschlags bedarfst.“

„Hier bin ich der Schamane“, sagte der alte Mann angriffslustig, und er blickte Anahay wild von der Seite an. Anahay beachtete ihn nicht und schwieg. Der Häuptling streckte seine Hand aus und ergriff Anahays Gelenk; beide Männer schüttelten die Hände. Die freundschaftliche Begrüßung war vollzogen.

„Ich werde dich aufsuchen, wenn ich deinen Rat brauche, du weiser Wanderer“, sagte der Häuptling. Er war noch jung, und in seinen Augen lag ein gewisses Funkeln; er schien sich an seine neue Macht und die damit verbundenen Annehmlichkeiten sehr schnell gewöhnt zu haben.

Die zwei Mädchen an seiner Seite rührten sich nicht, nur die breiten, weißen Fächer schwangen im Takt hin und her. Neben Anahay saß das Tanzmädchen und hielt Schild und Becher, und auf der anderen Seite kauerte der Schamane auf dem Bronzehocker.

„Ich werde den Häuptling beraten, so wie ich den alten Häuptling beraten habe“, sagte der Alte. Anahay schwieg und blickte den jungen Mann vor sich an, dessen muskulöse Arme mit breiten Platinreifen umwunden waren. Um den Hals trug er eine Kette aus Bernsteinblöcken, die mindestens fünf Pfund wog.

„Jeden werde ich fragen, wenn ich will!“ betonte der Häuptling. „Ich bin der Häuptling dieses Stammes, und alles gehört mir. Ich bin der Herr!“

„Recht so“, sagte Anahay zustimmend. „Vergiß nicht - ich wohne am See. Mein Wappenvogel ist der schwarze Kormoran, der Vogel des Todes.“

„Ich werde kommen“, wiederholte der Häuptling. „Dieses Mädchen ist mein Geschenk.“

„Ich danke dir dafür“, sagte Anahay mit unbewegter Miene.

Er streckte eine Hand aus und ließ einen würfelförmigen Gegenstand auf den Tisch vor den Häuptling fallen. „Dies ist mein Gegengeschenk. Betrachte es!“

Der König hielt den Würfel nahe vor seine Augen. Als die Wärme seiner Hand genügend lange eingewirkt hatte, begannen sich tief im Innern des Würfels kleine Figuren zu bewegen.

Sie erzählten eine Geschichte: Sie bildeten - wie ein kurzer Film - eine Prozession, die von

dem Häuptling angeführt, in das Tor eines mächtigen Schiffes hineinging und dort verschwand. Der Glanz und die Größe des Schiffes waren über alles erhaben; später kamen die Figuren wieder heraus und brachen unter der Last von Geschenken fast zusammen. Und dann kam ein prächtig gekleideter Mann und verneigte sich tief vor dem Häuptling. Die Bilder wechselten - Boten wurden in alle Teile der Welt Amboina entsandt und erzählten den Häuptlingen die Geschichte. Und alle Häuptlinge kamen zusammen und wählten ihn - den jungen Herrscher - zu ihrem Fürsten. Die Gestalten verschwanden.

Anahay lächelte innerlich.

Die Variationsmöglichkeiten dieser kleinen Maschine waren fast unbegrenzt hoch. Sooft der Häuptling den Würfel betrachtete, so viele Geschichten würde er erzählen... und die Phantasie kann ein großartiges Werkzeug sein, wenn man sie richtig lenkt.

„Dies ist ein würdiges Geschenk, Weiser - ich danke dir und werde dich besuchen.“

Die Männer trennten sich.

*

Einige Stunden später umstand eine seltsame Gruppe den Totempfahl. Der Schamane, der junge Häuptling und sieben ausgesuchte Krieger warteten vor dem weißschwarzen Stamm. In einem kleinen Feuer verbrannten drei kleine Fische, und der Rauch stieg auf der Lichtung kerzengerade in die Luft. Über den Wipfeln der Akaripalmen zerteilte er sich. Es war Mittag, die Sonne Naral stand senkrecht. Die neun Männer warteten darauf, ob der Stammesgott das Opfer annahm. Löschte das Feuer aus, so zürnte der Gott, und der Schamane mußte einen großen Zauber machen.

Weiter verbrannten die Fische, senkrecht stieg der Rauch... die Zeit verging. Die drei Fische wurden restlos verbrannt, das Feuer erlosch.

Ein langer Blick des Schamanen traf den Häuptling.

Haß und Unsicherheit lagen in dem Blick.

Vierhundert Meter weiter nördlich klammerte sich Anahay an die Früchte einer Akaripalme und äugte scharf auf die Lichtung hinüber. Als das Feuer niedergebrannt war und die Männer ihre Köpfe auf die Arme legten, um sich zu verneigen, drückte Anahay auf einen Knopf, der Teil der Griffzier seines Dolches war. Ein winziges Band begann sich zu drehen, und ein Lautsprecher wurde in Schwingungen versetzt.

„Herrscher — ich sehe dich.

Kurz ist das Leben, und kurz ist deine Herrschaft. Du wirst der glücklichste, mächtigste und schönste Herrscher sein, den die Wälder um den See kennen.

Denn du hast einen Ratgeber bekommen durch das Schicksal und den Rat der Stammesgeister. Es ist ein „wandernder Weiser, und er kommt von fern. Alles, was er sagt, ist Wahrheit. Er ist klug, und seine Ratschläge sind mit Metall nicht aufzuwiegen. Er weiß es nicht, denn sein Geist ist edel - niemals wird er um deine Gunst buhlen. Beschenke und ehre ihn, denn er ist weise. Höre auf seine Worte und handle danach.

Herrscher - ich sehe dich.

Du liegst auf der Erde, um mein Wort zu hören. Ich sage dir, daß Dinge geschehen werden, die wunderbar sind. Ich bin der Geist des Stammes, und deine Boten werden meine Rede den anderen Stämmen mitteilen sage es den schnellsten Läufern.

Und wenn alle Fürsten zusammentreten, wird ein großes Wunder geschehen. Ein zweiter Mond wird am Himmel sein, und seine Farbe ist die brennende Bronze. Und ein Herrscher wird kommen und euch die Hand schütteln, und euch ein neues Land zeigen. Und dies wird geschehen, weil ich es will und weil der Ratgeber es prophezeit.

Geh - Herrscher und tue, was ich gesprochen habe.“

Die neun Menschen blieben erstarrt und wie bewußtlos liegen, als die Stimme aus dem Totempfahl geendet hatte. Zufrieden kletterte Anahay von dem Baum und ging langsam in

sein Haus zurück. Dann nahm er das kleine Kanu und ruderte auf den See hinaus, wo er einige Fische speerte. An eine Liane gebunden, brachte er sie an Land und reichte sie dem Mädchen. „Das ist für uns, Sklavin. Du wirst mit deinem Herrn zusammen essen. Du weißt, was das bedeutet?“

„Ich weiß es, Herr.“

Ereignislos vergingen die Stunden. Drei Männer bestimmten in bedeutungsvollen Anteilen das kommende Geschehen. Es waren der Häuptling, der neben seiner Lieblingssklavin auf einer Matte saß und auf die Figuren des Würfels starrte, die sich zu immer neuen Formationen gliederten und andere Geschichten erzählten - aber der Schluß eines jeden Märchens war mit den anderen identisch. Der Schamane... er saß in seiner Hütte, die mit seltsamem Zeug vollgestopft war. Klauen der verschiedenen Tiere, bunte Schnüre, ein Bogenholz an einem Bronzegong und vieles andere.

Haß auf den fremden Eindringling überkam ihn. Er, der Schamane, war bisher der ungekrönte Herrscher des Dorfes gewesen; nichts geschah ohne seinen Rat. Jetzt hatte ihn der Stammesgeist entthront - noch nie war die Stimme aus dem Totempfahl erklingen. Tod; das war die einzige Möglichkeit. Der Wanderer mußte gespeert werden.

Morgen war genügend Gelegenheit dazu.

Er würde einem jungen, ehrgeizigen Krieger mit den Augen lange ansehen, und dieser Mann würde den Ratgeber speeren, nicht er, der Schamane.

Die Figur im Mittelpunkt aber...

Die Bäume schienen sich enger aneinanderzudrücken. Etwas Zwingendes lag in der Luft. Anahay lag ausgestreckt auf seiner Matte und lauschte in die Stille hinein; aus unendlicher Ferne drang der Ton eines Gewitters herüber. Die Blätter raschelten; die Luft kühlte sich ab. Verlodernde Holzstücke lagen auf dem Lehm und zwischen den Steinen des Herdfeuers.

Ein seltsamer Laut schwebte über den See - ein fahler Klang in der Nacht der Baumsteppe am Seeufer.

Dschungelnacht...

Noch nie in seinem Leben hatte Anahay die Wirkung der unmittelbaren Natur so gefühlt. Sie verwandelte die Menschen. Aus Weisen wurden Narren und aus Menschen Tiere. Die Dunkelheit und die von unsichtbarem Leben erfüllte Stille schlichen um die Hütte und packten die Menschen. „Herr?“ „Ja?“ fragte Anahay, ohne sich zu rühren.

„Es ist so still... die Geister kommen. Soll ich singen?“

„Wenn du willst?“

„Für dich, Herr.“ Das Mädchen nahm von einem der Balken ein Instrument mit drei Saiten und einem schmalen Griffbrett. Die Sakaizither gab einige feine Töne von sich; dann hörte Anahay die helle, fast silberne Stimme des Mädchens. Sie sang die alten Lieder: Krieg, sterbende Männer und weinende Frauen, Lieder vom See und von der Liebe. Dunkel fühlte Anahay, daß hier eigentlich seine Heimat war, inmitten dieser Menschen mit dem Verstand von siebzehnjährigen Kindern und der Moral von Buschmännern. Der Gedanke verschwand, wie er gekommen war. Er war ein Wanderer. Nicht Jahre, sondern Tage blieb er hier. Bis zur Nacht des violetten Mondes.

„Mädchen?“ sagte er in die Stille. Das Feuer war ganz erloschen. Ein Tier huschte einen Stamm hinauf, raschelte in den Akariwedeln und wurde dann still; vermutlich schlief es ein.

„Ich bin ein Wanderer, und meine Tage hier sind gezählt...“

„Jeden Tag scheint die Sonne, und die Nacht stirbt jeden Morgen. Was sind Tage? Das Wasser rinnt und bleibt doch immer das gleiche.“

„So ist es. Und wir trinken, wenn wir durstig sind.“

Die letzten Töne der Sakai verklangen. Das Mädchen legte das Instrument weg.

Als die Strahlen der Sonne die Plattform vor dem Palaverhaus erreichten, schlug Anahay den ersten Gong. Der Ton weckte die Schläfer, und sie streckten ihre Köpfe aus den Eingängen der Hütten. Sie sahen den Wanderer, der eben ausholte, um den zweiten Gong zu schlagen.

Der Ton hallte dumpf.

Dann ging Anahay langsam auf die Plattform zurück. Er blieb stehen und drehte den Schaft seines kurzen Speeres in den Fingern, so daß binnen weniger Sekunden das blanke Blatt das Sonnenlicht fing und in Wellen zur Erde warf. Immer schneller rotierte die Schneide.

„Warte auf die Nacht“, schrie Anahay. „Auf die Nacht des violetten Mondes. Sie wird in zehn Tagen kommen, und eine furchtbare Farbe wird am Himmel sein. Glaubt... denn ich spreche die Stimme des Geistes. Fragt den Herrscher, der in seinen Würfel blickt, fragt den Schamanen, ob seine Zauber es nicht auch sagen. Fragt mich: Ich sage euch, Blut wird aus dem Bach kommen; das Wasser wird rot werden. Dies soll der Beweis sein. Morgen früh wird sich das Seeufer rot färben. Dies ist meine Botschaft...“

Ein langer Schrei, der plötzlich abgehackt wurde, drang über den Dorfplatz. Anahay reagierte schnell er fuhr herum, und sein Arm holte aus. Hinter ihm kam mit langen Schritten ein junger Krieger über den Platz gelaufen. Er war nackt, und sein Körper glänzte vom 1. Sein Arm schoß vor, und ein schlanker Speer zischte durch die Luft.

Gleichzeitig schnellte Anahay seine Waffe ab.

Der Krieger blieb erstarrt stehen. Der Speer drang ihm in die Brust und warf den Krieger in den Sand. Mit einem gewaltigen Satz war Anahay heran und sah in die Augen des Sterbenden, noch ehe sie brachen. Sie waren starr; der Krieger war hypnotisiert worden.

Mit einem wilden Ruck riß Anahay den Speer heraus und jagte ihn neben dem regungslosen Körper in den Sand. Dann drehte er sich um und verließ langsam das Dorf. Er ging zu seiner Hütte zurück und wartete.

Der Tag und die Nacht vergingen.

Das Geschrei weckte Anahay und das Mädchen. Die Bewohner des Dorfes standen am Ufer des Baches und starrten hinein. Das Wasser war blutrot. Anahay lächelte, als ihm das Mädchen erzählte, was sich ereignet habe. Sie stand atemlos auf der Leiter und sprach zu ihm hinauf.

„Herr, der Bach ist rot... Blut!“

„Ich sagte es gestern voraus. Es mußte geschehen.“

Das Mädchen wußte ebenso wenig wie die anderen Bewohner dieses Ortes, daß eine langsame chemische Reaktion innerhalb einer Hohnaht abgelaufen war und den Inhalt der beiden Säcke ins Wasser gegossen hatte. Reines, konzentriertes Kaliumpermanganat war die Lösung dieses Rätsels. Anahay entsann sich der geschätzten Zeit, in der das Wasser die Entfernung bis zum Dorf zurückgelegt hatte und sagte zum Mädchen: „Gehe zurück und sage ihnen, daß es drei Stunden dauern wird, ehe das Wasser wieder zurückverwandelt wird. Dann ist meine Prophezeiung eingetroffen.“ Das Mädchen rannte zurück.

Am Nachmittag kam der Herrscher mit seiner Leibwache und zwei Fächerträgerinnen. Anahay sah ihn kommen und ging ihm entgegen; er erwartete den Herrscher am Fuß der Treppe. Die Männer sahen sich an, und der Häuptling begann: „Wanderer - ich fürchte mich!“ „Du hast keinen Grund, Häuptling“, antwortete Anahay.

„Ich fürchte mich vor dem, was geschehen ist. Ich habe meine Boten ausgeschickt und getan, was die Bilder im Stein sagten. In acht Nächten werden sämtliche Häuptlinge Aboinas ins Land der stählernen Tempel kommen. Dort werden wir beratschlagen.“

„Und warum fürchtest du dich?“ fragte Anahay.

„Der Schamane sagte, daß nichts geschehen würde. Kein Mond, kein geöffneter Tempel, kein König, der sich vor mir verneigt... , was sagst du dazu?“ Anahay sagte hart: „Der Schamane ist ein altes Weib, dessen Zauber verfliegen ist im Wind der Jahre. Er zittert, weil ein mächtigerer Zauberer aufgetreten ist und weil du nicht mehr ihn, sondern mich und den Steinwürfel fragst. Er ist am Ende - er verzauberte einen jungen Krieger, der mich speeren sollte. Mein Zauber war mächtiger. Du brauchst keine Furcht zu haben, Häuptling.“

„Wir brechen in drei Tagen auf, um dem Wunsch des Würfels zu gehorchen. Ich werde hundert Krieger mitnehmen und zwanzig Trägerinnen. Und dich. Du sollst bei mir sein, wenn

der große Zauber geschieht und der Mond sich über die Stadt des stählernen Tempels zeigt. Wirst du mit uns gehen?“

„Ich werde“, versprach Anahay.

„Gut. Wir werden berühmt werden - ich und du. Viel Metall, viel schimmerndes Harz und viele Frauen... in drei Tagen!“

„Ich habe verstanden, Häuptling. Nimm auch den Schamanen mit; sein Zauber wird an dieser Stelle sterben, und ich werde den Tempel öffnen.“

„So soll es geschehen“, sagte der Häuptling und ging.

Neben und vor ihm gingen die Krieger, und die beiden Fächerträgerinnen bewegten die Wedel. Die Platinarmbänder der Arme klingelten bei jedem Schritt, und der Zug war noch lange zu hören, als er zwischen den Zweigen längst schon verschwunden war. Die Krieger schwätzten miteinander, und der Häuptling war ganz von seinen Gedanken an Macht und Größe erfüllt.

*

Der lange Zug bewegte sich wie eine Kette brauner Ameisen durch die Landschaft. Die Spitze machten drei erfahrene Fährtensucher, dann kamen Krieger und Trägerinnen, dann endlich der Häuptling und Anahay. Drei Tage lang bewegten sich die einhundertdreißig Menschen langsam und stetig entlang der vielen kleinen Wasserläufe, überquerten große Sandinseln und schlichen auf gekrümmten Pfaden durch die Wälder.

Endlich brach die siebente Nacht an.

Sie waren angelangt.

Die Tempelstadt.

Sie war nichts anderes als ein unglaublich zerfallenes Raumhafengelände. Hier hatte die terranische Kultur Fuß fassen können und hatte Betonbauten errichtet, die von dem schleichenden Urwald längst überwuchert waren. Mit einiger Phantasie konnte sich Anahay vorstellen, daß die verwitterten Güterschuppen, das zusammengebrochene Verwaltungshaus und die verrosteten und umwucherten Maschinenanlagen, Sendemasten und Transformatorenzäune Tempel waren - von Gottheit und Dienern verlassene Tempel. Den Mittelpunkt bildete ein Raumschiff.

Das Schiff, ein Kugelraumer der Großhandelsklasse, war bis zur Hälfte schräg eingesunken. Die Landestützen waren längst im feuchten Boden verrostet, die Triebwerke beherbergten Käfer, Beuteltiere und eine grüne Fledermausart, aber das Schiff war innen ziemlich intakt. Die Männer der Arbeitsgruppe, die auch die beiden Säcke vergraben hatten, waren unermüdlich gewesen und hatten lautlos und unbemerkt das Schiff präpariert - vor einem Vierteljahr.

Die wenigen Tage hatten genügt, die Stammeshäuptlinge aller Dörfer zusammenzubringen. Sie waren auf kleinen Schiffen das Ufer des großen Sees entlanggefahren, hatten in Kanus den Weg über die Flüsse und Ströme zurückgelegt und waren - wie Anahay - zu Fuß gekommen. Jetzt standen die schnellerbauten Hütten in einem weiten Kreis in der Tempelstadt, und die Krieger der verschiedenen Stämme standen beisammen und hielten Palaver. Große Feuer brannten, und als der Häuptling und Anahay in einen dichten Kreis von Wachen traten, setzte sich ein Murmeln fort: „Der Wanderer kommt - und sein Häuptling.“

„Wir grüßen dich, Wanderer. Ihr hattet einen guten Weg?“

„Ja, wir sind müde, und der Zauber ist erst morgen.“ „So sei es.“

Anahay schlief ein, ohne an die Gefahren zu denken, in denen er schwebte. Wie ein Racheengel strich der Schamane umher und beriet sich mit seinen Brüdern aus anderen Stämmen. Er hetzte und geiferte, aber die Wachen, die das Grashaus des Häuptlings umstanden, ließen niemanden durch. Anahay schlief, bis der Morgen kam.

Der Mechanismus, der die Rampe ausfahren und die Lastenschleuse des Schiffes öffnen sollte, war genau eingestellt. Ein Motor lief an und erzeugte den Öldruck, der dazu notwendig war. Genau, wenn die Sonne ihre Strahlen senkrecht schickte, sprang das Relais einer Fotozelle an. Es galt, vorsichtig zu sein. Funktionierte ein einziger Teil nicht, kam Anahay um seinen Erfolg.

Bei der Mentalität dieser Menschen konnte es sein Leben kosten - und den Erfolg des Auftrags.

Anahay erwachte und fand ein seltsames, warmes Licht, das den Morgen erfüllte. Der Häuptling erwachte gleichzeitig, rieb sich die Augen und kroch dann aus dem Eingang. Sie blieben stehen und sahen sich um. Es war ein Bild, das kaum seinesgleichen hatte.

Die weite, kreisförmige Ebene war erfüllt von dem Rauch unzähliger Feuer. Der Rauch stieg gerade in die unbewegte Luft, und die Perlen der Tautropfen schimmerten im Licht der schrägfallenden Strahlen. Der Himmel wurde schnell lichter.

„Alle Häuptlinge sind da, Wanderer. Wann wirst du deinen Zauber machen?“

Eine immer wiederkehrende Erzählung war in den Speicher des Würfels einprogrammiert worden: Der Wanderer Anahay machte einen großen Zauber, und genau um Mittag öffneten sich die Tore des runden Tempels. Der Tempelschatz lag dann offen da, und selbst Anahay wußte nicht genau, was sich hinter der Schleuse befand.

„Wenn die Sonne senkrecht steht“, sagte Anahay und setzte sich, um etwas zu essen. Im Schiff wartete ein kleines Funkgerät auf ihn, für eventuelle Notfälle. Meldete er sich nicht, flog das Schiff programmgemäß seine Runden und landete um Mitternacht.

„Wir warten!“ war die lakonische Antwort.

Später kamen Wolken auf. Die Wahrscheinlichkeit, daß sich gerade in der richtigen Zeitspanne eine Wolke über die Sonne schob, war gering; trotzdem bemächtigte sich Anahay eine leichte Unruhe. Auch er wartete. Die Stunden vergingen langsam, zu langsam.

Mittag...

Die glastende Hitze des Tages wurde durch den Wind gemildert. Er warf die Halme des Reptiliengrases hin und her und machte, daß über die Ebene Wellen zogen. Die Wipfel der Akaris bogen sich, schnellten zurück und richteten sich wieder auf, um im nächsten Moment wieder gebeugt zu werden. Zwischen dem Schiff und dem Grashaus Anahays hatte sich eine breite Gasse aus Menschenleibern gebildet; die Häuptlinge und einige Krieger bildeten Spalier. Von Anahay war nichts zu sehen; er war im Grashaus und beobachtete ängstlich seine Uhr, die er einige Minuten vor dem absoluten Höchststand wieder versteckte. Sie verschwand im Griff des Speeres. Dann schlug Anahay den Grasvorhang zurück und trat hinaus.

Er trug nichts am Körper außer den Stiefeln aus weichem Leder, dem Lendenschurz und einem breiten, roten Streifen um den gesamten Oberkörper. In der Hand hielt er das schlanke Bronzebeil, dessen Kern aus vergütetem, molekularverdichtetem Stahl bestand. Die Muster, die in Griff und Klinge eingraviert waren, zeigten verschlungene Ornamente eines Jagdzaubers. Langsam und mit nach innen gekehrtem Blick ging Anahay durch die lebende Gasse.

Zweihundertfünfzig Meter trennten ihn vom Schiff. Er blickte niemanden an. Er setzte vorsichtig Schritt vor Schritt und ging weiter, mit der Regelmäßigkeit eines, der nicht mehr Herr seiner Sinne ist. Die Krieger und Häuptlinge sahen ihn und wichen zurück.

Zweihundert Meter. Wieviel Zeit war noch... ?

Anahay ging weiter.

Waren es noch mehr als drei Minuten? Die Sonne stach senkrecht herunter, und gerade jetzt zog ein gewaltiger Schatten über die Ebene. Der Körper des Agenten wurde von seinem Willen kontrolliert; nicht ein Tropfen Schweiß erschien auf der Stirn.

Hundertfünfzig Meter... - Hundert.

Anahay blieb stehen. Er wartete qualvoll angespannt, daß sich die Wolke entfernen sollte; endlich wischte der Schatten über die Halme und glitt weiter. Der Mann reckte beide Arme

hoch und hob das Beil, die Sonne warf auf der Scheide einen funkelnden Blitz. So blieb er stehen. Drei Minuten lang, und jede Sekunde war eine kleine Ewigkeit. Die Ereignisse der letzten zwanzig Tage zogen rasend schnell vorbei, die Gedanken überschlugen sich. Die drei Minuten waren die furchtbarsten seines Lebens... und endlich geschah etwas. Er hatte sich etwas verschätzt; aber die Qualen während des Wartens waren den Einsatz wert.

Grollend arbeiteten Maschinen, und eine große Stahltür schob sich in die Wand des überwucherten Schiffes. Lianen und Schlingpflanzen rissen, fielen herunter, und aufgescheuchte Tiere flohen nach allen Seiten. Fledermäuse flatterten verwirrt umher und versteckten sich bald, und eine gähnende Höhlung öffnete sich. Gleichzeitig rollte die lange Rampe hervor und bohrte sich ins Erdreich, nachdem sie Büsche und Gras zur Seite gepreßt hatte.

„Dies ist mein Zauber“, schrie Anahay mit sich über- schlagender Stimme. „Ich werde den Tempel betreten.“

Er ging schnell voran, nachdem er die Arme gesenkt hatte. Er kam über die Rampe in die Schleuse und verharrte einen Moment neben einem Gegensprachapparat, der vor Jahrhunderten einmal zur Verständigung innerhalb des Schiffes gedient hatte. Die braune Hand des Mannes fuhr schnell über einen Knopf; im Lautsprecher knackte es.

„Hier Schiff“, meldete sich eine Stimme.

„Anahay an Schiff: Alles programmgemäß abgelaufen. Heute Mitternacht Programm fliegen. Ende.“

Wieder knackte es, und aus dem Gitter der Verkleidung quoll eine dünne Rauchwolke. Niemand konnte mehr das Schiff erreichen. Jetzt liefen die Dinge.

Als die ersten Häuptlinge auf Anahays Rufe hin die Rampe erklommen hatten und in den großen Laderaum eindrang, bot sich ihnen eine Überraschung.

Die Rückwand des viereckigen Raumes war weiß gestrichen, und auf diese Fläche projizierte ein Apparat das Bild des violetten Mondes. Die Darstellung war naturalistisch und mystisch zugleich.

Das Schiff - der violette Mond - schwebte über dem planetaren Mond und sah gefährlich und drohend aus. Der Sternenhimmel war naturgetreu wiedergegeben worden; eine vollkommene Montage, hergestellt in den fotografischen Abteilungen Asteroiden. Die Männer starrten das Bild an, während Anahay erklärte.

„Dies soll mein Zauber sein. Heute, mitten in der Nacht, wird sich euren Augen dieses Bild bieten. Das ist das Wunder des violetten Mondes, der erscheinen wird. Wartet, und andere Bilder werden kommen.“

Der Projektor wechselte nach einer Viertelstunde.

Man sah den Tempelplatz, der jetzt nicht mehr eine Ansammlung von Ruinen und wucherndem Unkraut war, sondern eine vollkommene Zeichnung eines strahlend neuen Raumhafens. Schiffe standen umher, und schlanke, farbige Bauten erhoben sich, überragt von einem gewaltigen Sendemast. Auf dem Boden konnte man Traktoren erkennen, Schlepper und Lasten. Straßen erstreckten sich bis zum Bildrand, und Flugapparate und Gleiter waren in der Luft.

„Was ist das, Weiser?“ fragte einer der Häuptlinge.

Anahay erklärte es langsam und mit lauter Stimme.

„Wenn heute nacht der fremde König landet, werden wir ihm entgegengehen und ihm die Hand schütteln. Er wird euch noch schönere Dinge erzählen, als ich es kann. Und eines Tages wird er wiederkommen mit vielen Dienern und metallenen Tieren, und hier wird eine neue, strahlende Stadt entstehen. Und fremde Menschen kommen und reden mit euch, und das Leben wird schön und leicht. Wartet auf heute abend.“

Das letzte Bild, ehe das Licht erlosch, war Anahay, der neben dem fremden König stand, einer gelungenen Aufnahme von Scott Rhettmys, und mit ihm sprach. Dann verließ Anahay das Schiff, um zu schlafen.

Während des Tages erfüllte fieberhafte Tätigkeit das weite Rund zwischen den Ruinen und dem Schiff. Anahay hatte, um die Gedanken der Häuptlinge zu beschäftigen, eine weitere Prophezeiung gemacht. Die eintausendachtundfünfzig Herrscher beschäftigten ihre Krieger damit, eine breite Gasse zu schaffen.

„Hier wird sich der violette Mond niedersenken“, sagte der Wanderer und deutete auf einen Platz, der sich für die Schiffsladung förmlich anbot. „Von hier bis zu den vier Hütten und dem großen Feuerplatz ist eine Gasse zu ziehen, daß der fremde König nicht stolpert. Und hier in dem Sessel wird er Platz nehmen.“ Zwei reichverzierte Sessel, die im Laderaum des Schiffes gestanden hatten, waren herausgebracht worden. Sie stellten Arbeiten der Techniker des Asteroiden dar; farbenprächtiger Stoff war über hochverchromtes Metall gespannt worden - der gewählte Vertreter Amboinas und Scott Rhetnys würden darauf sitzen. Und einige tausend Krieger arbeiteten schwitzend, um eine breite Bahn in Unterholz und Gras zu schlagen. Die anderen Krieger waren auf der Jagd und auf Wassersuche; die Unmenge von Menschen mußten versorgt werden. Noch während er über die letzten Arbeiten nachdachte, schlief Anahay ein.

Dschungelvölker... sie lebten in einer Welt, die aus Märchen und Naturgewalten bestand. Die Erde war fern, ferner als auf Dongsoni und auf Whaiang Madira. Die Gedanken an die terranische Kultur und an den Planeten selbst waren verborgen unter zweihundertfünfzig Jahren Vergangenheit und lebendiger, eindringlicher Gegenwart. Es würde schwer sein und lange dauern, diese Menschen wieder Terra anzunähern.

Sie würden lesen lernen müssen, schreiben und versuchen, sich der vielfältigen Neuigkeiten zu bedienen.

Aberglaube war auszurotten.

Barbarische Bräuche... Mehrehe und Sklaventum... Zauber und Mythen würden verwendet werden, um das Millionenvolk wieder zu Mitgliedern der terranischen Welten zu machen.

Die Zeit verstrich, und Anahay schlief.

Das Verhängnis schlich um die Grashütten; es schlich umher in der Gestalt Lakebavos, des alten Schamanen. Er hetzte unterstützt von einigen alten Schamanen anderer Stämme, den jungen Herrscher gegen Anahay auf.

„Wo sind die unermesslichen Schätze im Innern des Tempels, Herrscher?“ fragte der Schamane und lachte kurz. „Wo sind sie?“

„Sie werden kommen - später!“ sagte der Häuptling und sah Lakebavo scharf an. Der Mann schien die Warnung nicht zu bemerken, die in diesem Blick lag.

„Haben dich die anderen Herrscher schon zu ihrem Oberhäuptling gewählt?“ fragte Lakebavo.

„Nein. Du sprichst wahr, aber deine Rede ist aus Haß entstanden. Dein Zauber taugt nichts mehr, und du neidest dem Wanderer meine Gunst. Schweige jetzt!“

Er winkte seinen Kriegern.

„Und auch der violette Mond wird nicht erscheinen“, sagte der Schamane wütend, „und ich werde hinterher einen großen Zauber machen müssen.“

Der König sah ihn verachtungsvoll an, dann sagte er langsam, aber sehr bestimmt: „Nehmt ihn und bindet ihn am Rand der Stadt an einen Baum. Schlagt ihn mit Stöcken und laßt ihn dort, damit er den großen Zauber der Nacht nicht stört.“

Die Krieger schleppten den Schamanen fort, und der Rand der Tempelstadt war zu weit entfernt, als daß seine Schreie bemerkt worden wären. Mit der Dunkelheit kam die zitternde Erwartung.

Die zahllosen Menschen schienen gelähmt zu sein. Nur noch geflüsterte Worte wurden gewechselt. Alles versank in der unheimlichen Stimmung. Die Stunden strichen dahin, während die Flammen der großen Feuer loderten. Anahay stand vor der Grashütte und beobachtete die Gesichter der Männer, die unablässig zum Himmel hinaufsahen. Nacheinander erschienen die Sterne in der Schwärze. Endlich war der Himmel gestirnt; der

rotierende Schleier des fernen Milchstraßenmittelpunktes stand senkrecht über dem Feld.

Der Mond war voll. In den letzten Tagen hatte er unablässig zugenommen und zeigte sich jetzt als große, gelbe Scheibe. Das Licht, das er auf die Fläche warf, vergrößerte den geheimnisvollen Eindruck. Jetzt war es Anahay unmöglich, auf seine versteckte Uhr zu sehen; er mußte warten wie die tausendachtundfünfzig Häuptlinge ihre Krieger und die Trägerinnen. Einen Moment lang dachte er an das Mädchen, das er in seiner kleinen Hütte am Seeufer zurückgelassen hatte. Sie war, wie viele der jungen Eingeborenen, rasch in der Auffassung und von flinken Gedanken. Es war eine Möglichkeit, ein Schulungskorps aus Eingeborenen zu bilden; sie sprachen den Dialekt als Muttersprache und würden gute Erfolge in der Bildungsarbeit erzielen können. Es galt, die versunkenen Erinnerungen zu wecken und zu fördern.

Ein Krieger neben ihm starrte den Mond an, dann öffneten sich seine Lippen, und ein tiefer Seufzer entrang sich der Kehle.

„Wann, Wanderer, kommt der Mond...?“

„Warte - wie ich“, entgegnete Anahay leise. Und dann sahen sie es.

Der violette Mond war zuerst klein und fast unsichtbar. Er kam aus dem schwarzen Schlund des Weltalls, leuchtete zwischen den Sternen und kam immer näher... näher. Er richtete seine Flugbahn so ein, daß er sich zwischen die Betrachter und den eigentlichen Mond schob und seinen Glanz über die Runde strahlte. Unbeweglich und starr stand die vollkommene violette Kugel dort. Zehn Minuten lang, und das Schiff senkte sich nieder. Anahay atmete erleichtert auf, als er sah, daß sich der Pilot an die freigehaltene Fläche hielt und genau dort stehenblieb. Das infernalische Leuchten erlosch, und reine, weiße Helligkeit trat an seine Stelle. Der stählerne Körper des Schiffes war eine Insel in der Dunkelheit. Das riesige Schott glitt auf. Eine Stimme ertönte: „Hier kommt der König der anderen Welten. Ich grüße euch, und ich werde den Weg gern beschreiten, auf daß mein Fuß nicht strauchle. Ich rufe Anahay, den Wanderer von fern. Komme mir entgegen.“

Ein vielstimmiges „Ahn!“ ging durch die Versammelten. Sonst war es totenstill. Anahay griff nach seinem Bronzebeil und ging langsam den Pfad entlang, seinem Freunde Scott entgegen. Es war geschafft - bis auf geringe Einzelheiten.

*

Jemand, der Mitleid gehabt hatte, zerschnitt seine Fesseln. Der Haß und das brennende Gefühl der erlittenen Demütigung, verbunden mit dem Schmerz über die Stockhiebe und dem Zucken der Haut, wenn immer er sich bewegte, trieben Lakebavo näher an das Geschehen hin. Er stöhnte leise auf, als er seinen rechten Arm nach hinten bog. Hinter den Gliedern der drei mittleren Finger ruhte die Tiersehne des gewaltigen Bogens. Ein langer Pfeil ruhte auf der Daumenspanne der linken Hand und zitterte etwas. Lakebavo trat vorsichtig hinter die Krieger, die rund um die beiden leeren Sessel standen.

Vierzig Schritte vor ihm ging Anahay ruhig und gemessen die breite Gasse entlang. Die Sehne schwirrte, und der helle Blitz des Pfeiles schlug zwischen den Schulterblättern des Wanderers ein. Entsetzt sprangen die Krieger zur Seite.

„Lakebavo... Mord!“ schrie jemand.

Anahay drehte sich um. Der helle Pfeil ragte zwei knappe Unterarmlängen aus dem Rücken. Die Hand, die das Bronzebeil hielt, schwang nach hinten - der Arm reckte sich zurück. Dann fuhr der Arm hoch und warf die schwere Waffe vorwärts. Die messerscharfe Schneide drehte sich langsam und krachte dicht neben Lakebavo in die Lehne des Thronsessels, Anahay hielt sich noch einige Sekunden aufrecht, lange genug, um Scott herankommen zu sehen. Dann fiel er langsam auf das Antlitz und blieb zusammengekrümmt liegen. Nur ein wenig Blut sickerte aus der kleinen, tödlichen Wunde. Scott Rhettnys hob die linke Hand, zog mit der Rechten seine Waffe und sagte laut: „Die Rache gehört mir.“

Dann schoß er.

Als das Feuer gelöscht war, das die Grashütten, die Sessel und die kostbaren Palavermatten vernichtet hatte, stieß man unter der weißen, stäubenden Asche auf den verkohlten Körper des Schamanen. Der fremde König begann zu sprechen, und seine Worte waren nicht freundlich.

5.

Am Rand des Sternhaufens M-13 strahlte die kleine rote Sonne wie ein schläfriges Auge. Whaiang Madira war der vierte Planet des Systems Snarf, und das gesamte Jahr herrschte über der Riesenstadt aus weißen Steinen ein ausgeglichenes Klima; subtropisch und gemäßigt. Tief im Herzen Madira Citys aber pochten und wisperten gewaltige Maschinen...

*

Plötzlich war er da, niemand wußte, woher er gekommen war.

Er trug die Zeichen der obersten Kaste; eine weiße Tunika, roten Gürtel und Sandalen mit Kreuzschnüren, dazu flache Goldreifen um Arm und Handgelenk. Und er stand im Schatten auf dem runden Hochplatz. Weit unter ihm lagen die viereckigen Felder der Bauern. Sie waren es, die für die Existenz der City sorgten; ohne die Früchte und die Tiere waren die Stadtbewohner verloren. Hoch über der steinernen Wüste aus weißem Marmor stand die breite Front des Hauses vom Kyberna.

Für diesen Morgen hatte Kyberna einen Leitgedanken ausgegeben: „*Verdacht, das Größte zu ergründen.*“

Necca Etain war groß und breitschultrig. In jeder seiner Gebärden lag feierliche Eindringlichkeit, und seine Schritte waren bedächtig und langsam, als er die breite, weiße Treppe hinaufstieg. Zwei Männer, ähnlich gekleidet wie er, kamen ihm entgegen.

Er sprach sie an.

„Das Größte“, sagte er langsam und deutlich, „ist nicht Materie, sondern der Gedanke, der einen Freund gewinnen hilft.“

Er ließ die beiden verblüfften Männer stehen und stieg weiter. Die Stadt war fast viereckig angelegt und befand sich auf einem natürlichen Hügel. In ihr wohnten zehntausend Menschen, denen körperliche Arbeit als Schande galt. Sie taten seit hundert Jahren nichts anderes, als zu diskutieren, sich an geistigen Wettkämpfen zu beteiligen und ein ereignisloses Leben zu führen. Es gab für sie nicht die geringste Notwendigkeit, sich anders zu beschäftigen als beim Brettspiel oder in der Unterhaltung.

Necca betrachtete sinnend die Schrift, die in meterhohen Lettern auf dem langen Spruchband erschienen war.

Jeden Tag stießen die unterirdischen Maschinen eine neue Regel aus, in deren Zeichen die nächsten vierundzwanzig Stunden stehen würden. Der Vorgang ließ sich mit einem Rad vergleichen, das mit großem Kraftaufwand gedreht wurde - und nichts bezweckte, außer sich zu drehen.

„Gehen Sie, Necca!“ hatten sie ihm gesagt.

„Bringen Sie eine wohldurchdachte Panik unter die Leute dieser Stadt. Versuchen Sie, die Menschen zum richtigen, zum gerichteten Denken anzuregen. Sabotieren Sie die Maschinen, schlagen Sie den Meister des Brettspiels und beweisen Sie durch Thesen und lange Reden, daß letzten Endes nichts mehr helfen kann als die Erde. Das ist Ihre Aufgabe.“

Necca lächelte.

Er blieb stehen, als er auf eine Gruppe trat, die sich vor einem weißen Wohnhaus befand und ihm entgegensah. Ruhig sagte er, während er die Gestalten der Stadtbewohner musterte: „Das

größte Ding aber ist, daß die gesamte Stadt nicht weiß, daß sie sterben wird. Denkt darüber nach.“

Necca wußte, wie schnell die Gerüchte und die Vermutungen jetzt durch die City rasen würden. Er ahnte, daß sich immer mehr Menschen mit seiner Person beschäftigen würden und ihn schließlich dort haben würden, wo er eigentlich stehen sollte - in der großen Stadthalle. Dort wurden die Rededuelle ausgetragen, dort mußte er, Necca, siegen. Er ging ruhig weiter. Im Geist verglich er die Straßen der Stadt mit den Plänen, die er gesehen hatte. Was er suchte, waren die Eingänge zu den unterirdischen Kammern der großen Maschine, die seit hundert Jahren der Alleinherrscher dieser Stadt und des weiten, umliegenden Landes war. Hier mußte der erste Hebel angesetzt werden.

Er wanderte drei Stunden weiter, und langsam senkte sich der dunkelrote Abend über die Stadt. Die kleinen Seen weit unterhalb der weißen Stadt überzogen sich mit dem roten Glanz, den die untergehende Sonne Snarf erzeugte. Dann erreichte Necca den Platz, den er gesucht hatte. Hier hatte niemand vorarbeiten können - aber er würde es schaffen.

Ein kleiner Garten an der Rückseite eines Hauses... Brunnen und Pflanzen, und ein ungepflanzter Rasen. In der Mitte eines Pfades eine Platte, die sich bewegen ließ und den Weg in die Unterwelt ermöglichte... Necca hielt an. Er drückte sich an die Mauer und lauschte.

Stimmen aus dem Haus, ein warmer Lichtschein fiel auf den Rasen. Mit äußerster Behutsamkeit ging Necca vor. Er lockerte durch drei vorsichtige Schnitte das festgetretene Erdreich um die Platte und schob einen flachen Stahlhaken unter den Rand. Er befestigte eine Schlinge, die er aus anscheinend unergründlichen Taschen unter seiner Tunika hervorholte, in der Öse des Hakens und stemmte sich dagegen.

Lautlos hob sich die Platte.

Necca Etain stellte sich so, daß er die schwere Platte mit dem Rücken abfangen konnte, preßte die Arme auf den Stein neben dem Loch und tastete mit den Füßen nach den Sprossen der Eisenleiter, die in die Tiefe führte. Die erste Klammer ragte aus dem Stein, der Fuß schwebte einen Moment lang in der Leere, dann fand er Halt. Langsam kippte die Deckplatte zurück und schloß sich wieder. Das Seil des Hakens befand sich bereits um das Handgelenk des Agenten.

„So - hier stehe ich“, murmelte Necca und hielt sich an der obersten Sprosse fest. Vorsichtig machte er sich an den Abstieg und merkte, daß eine weiße Tunika nicht mehr weiß sein konnte; sie war mit den Spuren von rostendem Eisen und jahrhundertealtem Staub bedeckt und verschmiert.

„Das gibt sich bald“, lächelte er in der Dunkelheit und stieg weiter ab. Bis jetzt hatte er einhundertdreißig Stufen gezählt. Die einhundertfünfzigste war die letzte. Mit wenigen Handgriffen entledigte sich Necca der Tunika.

Seine Hand tastete nach einer Tasche der kurzen Hose und brachte eine lange, stabförmige Lampe zum Vorschein.

Licht erfüllte den engen Schacht.

Necca sah sich um. Er befand sich auf der Sohle des senkrechten Schachtes. Das Licht verlor sich, als er versuchte, die Leiter nach oben auszuleuchten. Der Schacht vergrößerte sich zu einer kubischen Kammer, an deren Seite sich eine schwere isolierte Tür befand, mit schweren Dichtungen und einem Kombinationsschloß terranischer Machart versehen. Vor Jahrhunderten war dies einer der Montageeingänge für die energieerzeugenden Maschinen der Stadt gewesen; ständige Umbauten und Erweiterungen hatten Kyberna vom Erdboden verschwinden und Teil des Versorgungssystems werden lassen.

Aus einer einfachen, wenn auch großen Rechenmaschine, die einst sämtliche Arbeiten für den Bau der Stadt, des Hafens und der Versorgungsanlagen geplant und ausgeführt hatte, war der Herrscher Whaiang Madiras geworden. Generationen hatten Teile und Speicher und Zentren angesetzt und dazugebaut... das hier war die Folge.

Ein Volk, das sklavisches von der Maschine abhängig war und sterben mußte, wenn die

Oberleitung und die Verantwortung versagen würden. Das war die Schwäche in dem glänzenden, geistigen Schild der Stadtmenschen; die Landbewohner waren eine vernachlässigbare Größe.

Die Schwäche Kybernas war die Stärke des violetten Mondes.

Und die Männer des Asteroiden hatten einen gewaltigen Plan ausgearbeitet, der auf fünfzehn Tage berechnet war. Jeder Tag war eine Station, die unter allen Umständen erreicht werden mußte. Es sah so aus, als habe der Agent wenig Arbeit und keine Gefahr zu bestehen; die Leistung, die in der ungewöhnlich exakten Arbeit lag, rechtfertigte den Aufwand. Ein Vierteljahr vorher waren nachts Pioniereinheiten gelandet, die Drähte gespannt und die Energieversorgung angezapft hatten.

Necca hustete in der staubigen, trockenen Luft und machte sich an dem Kombinationsschloß zu schaffen. Nachdem er die Tunika und den Gürtel abgestreift hatte, kam an seinem Körper eine Hose zum Vorschein, die mit einer Unzahl kleiner und großer Taschen versehen war. Die Ausrüstung wog zehn Kilogramm; und sie enthielt eine Unzahl von Kombinationswerkzeug. Das Schloß leistete drei Minuten Widerstand, dann fielen die Raster ein, und ächzend und knarrend öffnete sich die Tür. Feuchte, nach Öl und Wasserdampf riechende Luft schlug Necca entgegen.

Einhundert Meter weit ging es geradeaus, und dann versperrte eine weitere Tür den Durchgang. Auch sie öffnete sich nach einigen Minuten und ließ Necca ein. Er fuhr zurück, als er die Blöcke der Maschinen und die endlosen Zuleitungen und Kabel erblickte, und das ununterbrochene Knistern und Summen Kybernas ließ die Trommelfelle vibrieren.

„Ganz nett - diese Anlage“, sagte Necca ironisch und ging weiter. Sein Weg führte ihn genau zum automatischen Schaltpult, das ungefähr in der Mitte des Raumes thronte. Über den Maschinen und Leitern lag ein fahles, hellblaues Glühen, das von den arbeitenden Röhren ausgestrahlt wurde. Die Lampe des Agenten wurde abgeschaltet, als er sich an das Pult lehnte. Rings um den flachen, rechteckigen Kasten war eine freie Fläche, die eine Handbreit hoch mit dickem Staub bedeckt war. Die Fußspuren waren mehr als deutlich zu sehen.

Das, was jetzt getan werden mußte, hatte er tagelang an einem naturgetreuen Modell des Steuerpultes geübt. Er mußte einen ganzen Block abklemmen, ohne daß die Maschine Ersatzverbindungen herstellte oder aus stillgelegten Teilen dieses Zentrum ersetzte. Necca fegte den Staub von einem Teil der Platte, breitete eine flache Tasche mit silbern glänzendem Werkzeug aus und suchte sich in aller Ruhe seine Instrumente zusammen. Die Operation erforderte die ruhige Hand eines Chirurgen.

Er hatte Zeit genug... vierundzwanzig Stunden lang.

Schrauben wurden gelöst, die Platte bewegte sich und wurde zur Seite gestellt. Kontrollämpchen leuchteten auf, und die Hand des Agenten drückte Knöpfe und legte Schalter um. In das Brausen der kybernetischen Anlage kam ein neuer, hoher Ton, der nach einigen Minuten wieder verstummte.

Mitten in einer schwierigen Schaltung versagten die Batterien der Lampe, und Necca mußte seine wertvollen Ersatzbatterien opfern, um weiterarbeiten zu können. Weitere vier Stunden arbeitete er konzentriert und angestrengt, und dann hatte er es. Seine letzte Arbeit bestand darin, eine ziemlich umfangreiche Kassette an einen bestimmten Platz zu legen und einige dreißig Verbindungen herzustellen. Diese Kassette und ihr wichtiger Inhalt ersetzten den Block, der ausgeschaltet worden war.

Erschöpft hielt Necca inne.

Er suchte in einer kleinen Tasche und brachte eine ziemlich verbogene Zigarette zum Vorschein. Im allgemeinen herrschte während der Einsätze absolutes Rauchverbot, aber er hatte den Männern ein Schnippchen geschlagen. In langen, hungrigen Zügen rauchte er die Zigarette bis zum Ende, dann fühlte er sich etwas besser. Er ließ das Besteck liegen; niemand würde es wagen, hier unten nachzusehen. Auch die Deckplatte blieb angelehnt. Eine Stunde später...

Die Nacht war vollkommen. Im schwachen Sternenlicht bewegte sich Necca Etain durch die schlafende Stadt. Er hielt sich im tiefen Schatten der Häuser, und die schwarze Tunika - der Stoff war umgedreht worden - war hinreichender Schutz. Necca hörte erst zu laufen auf, als er weit in der Unterstadt war, den Häusern und Gärten am Fuß des Hügels. Dort hielt er an.

Ein Brunnen im Schatten einer Baumgruppe bot Gelegenheit, sich zu waschen. Auch der präparierte Stoff der Tunika wurde gereinigt, und das Kleidungsstück trocknete im warmen Nachtwind innerhalb einer halben Stunde. Das verborgene Gepäck des Agenten war nicht mehr so schwer, seit ein Teil der Ausrüstung zurückgelassen worden war.

Von einem der Marktstände stahl Necca Fische, Brot und einen kleinen Krug Wein und verzehrte seine Beute in einem stillen Winkel. Dann kletterte er auf eine breite Mauer und legte sich dort zum Schlaf nieder. Hier würden ihn die ersten Sonnenstrahlen treffen und aufwecken. Niemand wußte, woher er gekommen war und wo er diese Nacht gewesen sein könnte; die Tore der Stadt waren geschlossen. Er trug immer noch die Zeichen der Oberkaste, und stand auf einem anderen Platz und musterte die Menge, die sich über Treppen ergoß und durch die breiten Straßen wanderte. Gerüchte schwirrten umher, und aus aufgenommenen Gesprächsfetzen ersah Necca, daß er bereits ein Rätsel war. Aber niemand sprach ihn an.

Als eine gewisse Zeit vergangen war, erschienen auf der Front des Kybernagebäudes hohe Buchstaben. Es schien, als zögerte die Maschine, den vollen Text niederzuschreiben.

„*Ein Narr ist, wer nicht auf das Fremde hört.*“ Endlich trat ein schlanker, grauhaariger Mann auf Necca zu, hob grüßend die Hand und sagte voller Ehrfurcht: „Ich kenne dich nicht, Fremdling. Woher kommst du?“

Lächelnd antwortete Necca: „Müßte nicht ich dich fragen, woher du kommst? Ich weiß, woher ich komme und woher du kommst - aber du weißt weder, woher du kommst, noch woher ich komme. Denke darüber nach und suche mich wieder.“ Er ließ den Weißhaarigen stehen und ging. Der andere versuchte, die fremden Gedanken zu erfassen, zu analysieren und eine Antwort darauf zu finden, aber als er fragen wollte, war Necca schon wieder an einer anderen Stelle. Dort stellte er einem anderen Mann eine Frage.

„Weißt du“, fragte er mit dem Lächeln eines Auguren, „was geschehen wird, wenn die Weisen dieser Stadt einsehen, daß sie nicht weise sind?“ „Ich verstehe dich nicht, Fremder.“

Müde breitete Necca seine Arme aus. Dann wies er auf ein Kind, das neben einem großen Hund einherlief und das Tier an einem goldenen Halsband gefaßt hielt. „So frage dieses Kind. Es wird mehr aus einer anderen Welt wissen, weil es dieser Welt noch nicht so fern ist wie du, älterer Mann.“ Bis zum späten Abend hatte Necca mindestens zweihundert Personen angesprochen, ihnen merkwürdige und schwer zu beantwortende Fragen gestellt und ihre Fragen auf merkwürdige Weise beantwortet. Er hatte in einige hundert Hirne Zweifel und Verwirrung gesät, und diese Saat mußte jetzt keimen. Dazu waren die Nacht und der folgende nächste Tag da - besonders, da in dieser Nacht seltsame Dinge geschehen würden.

Eine stagnierende, erschlaffte Kultur wird nur durch zwei Dinge wieder aufgefrischt: Durch ein totales Chaos, das nicht in Terror ausartet und durch die Gedanken und Wünsche nach Klarheit. Beides zu bringen, war Necca Etain gesandt worden.

Aber während er wieder auf einer Mauer schlief...

Jedes System hat genügend Lücken, durch die der Feind eindringen kann. Tief im Unterbewußtsein der Stadtbewohner schlummerte die Furcht, nicht mehr länger dieses angenehme Leben führen zu können. Noch arbeitete die Maschine, noch blühten die Äcker der Bauern, und immer noch war nichts geschehen, was die Ruhe gestört hätte. Fern und schwach waren die Erinnerungen an eine Zeit, die von harter Aufbauarbeit erfüllt war und von Kontakten, von Menschen aus anderen Welten und von Schiffen, die kamen und gingen. Vor zweihundert Jahren waren die letzten Verbindungen zu Terra abgerissen, und seit zweihundert Jahren warteten die Menschen auf ein terranisches Botenschiff... aber sie wußten es nicht. Nur ihr Unterbewußtsein trug diese Gedanken.

Das Hirn ist eine ungeheuer komplexe Einheit. So, wie meist das vergessene wird, was

unangenehm ist, kann eben dieses Unangenehme wieder zu einem Teil der bewußten Gedanken werden, wenn genügend Anstöße erfolgten.

Anstöße...

Es war Mitternacht. Über der Stadt ruhte eine geheimnisvolle Traurigkeit. Wie eine schwere, tiefhängende Wolke schwebte sie nieder und legte sich auf die Schläfer. Und aus dem Licht der Sterne kondensierte sich ein Punkt, ungewohnt und von schrecklicher Färbung. Er war blau, violett, und er näherte sich stetig. Dieser Punkt war ein Alpdruck; er hockte sich auf die Lungen und drückte schwer. Das violette Licht schien die endlose Einöde des Traumes zu durchdringen, sie zu zermalmen. Es waren keine realen Gedanken, eher abstrakte Verkörperungen von Schmerz und Verlust, ein Drama aus reiner Schwermut.

In jener Nacht, der Nacht des violetten Alptraumes, spürten die Stadtbewohner die Furcht, alles zu verlieren - all das, wovon das Leben und das Licht die am leichtesten zu verschmerzenden Verluste waren. Nach dieser Nacht würde alles verändert sein.

Die Augenblicke der Furcht wurden packender, und ein einziger Ausweg bot sich an. Der einzige logische Ausweg: violettes Licht. Licht des violetten Mondes. Die Krallen des Schreckens gingen tiefer, und auch die Gedanken an Rettung und Hilfe brannten sich ein.

Im Schiff schaltete Scott Rhettnys den Hypnoprojektor ab.

Die BRASILIA stieg wieder in die Nacht und ging auf ihre Warteposition zurück. Lichtzeichen, die aus einem Bezirk der Stadt senkrecht zum Himmel gestrahlt wurden und aus einer Taschenlampe stammten, bedeuteten eine Botschaft; Necca hatte alles erledigen können. Fünf Stunden später brach der Morgen an und weckte Necca.

Kyberna gab die Losung des Tages: „*Träume sind furchtbare Wahrheit.*“

*

Der vierte Tag...

Als Necca wie ein unbeteiligter Bürger durch die Stadt streifte, wurde er zu wiederholten Malen angesprochen.

„Du kamst in die Stadt, und die Unruhe kam mit dir. Warum?“

Würdevoll entgegnete Necca: „Ich kam, weil die Unruhe und die Angst kamen.“

Der andere fragte: „Woher kommst du?“

„Ich komme aus einem Land, in dem sich dein Freund befindet. Er sah dein Elend kommen und schickte mich, dir zu helfen.“

„Mein Freund... ich verstehe nicht.“ „Nicht nur dein Freund. Auch der Freund eines jeden aus Madira City und von Whaiang Madira.“ Erstaunt musterte ihn der andere.

„Wie kann jemand mein Freund sein, den ich nicht kenne, Fremdling?“

Mit einer ausholenden Gebärde wies Necca auf die weißen Mauern und Plätze der Hügelstadt. Er sagte feierlich: „Gerade, weil du ihn nicht kennst, ist er dein Freund. Würde er dich und die anderen Sklaven von Kyberna kennen, würde er zögern, dir zu helfen.“

„Wir sind keine Sklaven von Kyberna. Kyberna ist das Höchste, das Vollkommene.“

„Wie kann etwas, das von Menschenhand gebaut wurde, vollkommen sein? Eine Maschine ist unvollkommen. Menschen, die sich nach ihren Weisungen richten, sind es auch. Sie sind Sklaven und Heloten.“

Fassungslos starrte ihn der andere an. Er zweifelte an allem; an sich, an dem Fremdling ihm gegenüber und an der Richtigkeit des Lebens.

„Was sagte Kyberna, als sie den Traum als Wahrheit bezeichnete?“

Ruhig antwortete Necca und deutete auf die schwarzen Riesenlettern des Spruchbandes: „Die Maschine ist klug, um zu wissen, daß der Mensch mit seinen Ängsten und Hoffnungen lebt - hätte er sie nicht, würde er nicht leben. Sie spürte den Traum, den wir alle hatten, und sie warnte davor, die Erkenntnisse des Morgens zu vergessen.“

„Das glaube ich nicht.“

Necca sagte lächelnd: „Du glaubst doch, daß die rote Sonne aufgeht und niedergeht, obwohl du die Gesetze ihres Handelns nicht kennst. Du glaubst daran, daß Kyberna alles berechnen kann, alles sagen kann und sogar die Menge des Essens und des Weines bestimmt. Warum glaubst du nicht an die Wahrheit, die Kyberna geschrieben hat?“

„Ich glaube daran, aber ich kann an die Verbindung zwischen Traum und Losung nicht glauben.“

„Du zweifelst also an Kyberna!“

Necca lachte.

„Kyberna“, sagte er ernst und würdevoll, „ist eine sehr alte Maschine. Sie arbeitet seit zweihundert Jahren nur für euch. Sie kann vieles, aber nicht alles. Und jetzt ist sie müde geworden und schwach. Ihre Millionen Elemente sind abgenutzt und unbrauchbar - was tut ein Mensch oder ein Tier, wenn diese Zeichen auftreten?“

Verwundert und erschreckend in einer plötzlichen Erkenntnis sagte der andere mit einem scheuen Blick auf die Schrift über der Stadt: „Ein Mensch legt sich hin und wird sterben.“

„So ist es“, sagte Necca. „Warum sollte die Maschine nicht sterben müssen?“

„Das wäre furchtbar - unser Lebensgrund wäre erschüttert.“

„Auch die Kinder trauern um ihren toten Vater“, war die Antwort.

„Du meinst...?“ fragte der Mann entgeistert.

„Ich meine nicht“, sagte Necca, „denn ich weiß es. Ich weiß alles, denn ich bin überaus klug und alt. Ich sage dir, daß Kyberna in drei Tagen sterben wird.“

„Woher weißt du das, Fremder?“

„Mein Freund ist mächtiger als Kyberna; er ist der Mann, der Kyberna erfunden hat zu ihrer Zeit. Er weiß, wie lange sie lebt, und er sandte mich, um euch auf den Tod vorzubereiten. Wenn kein Wunder erfolgt - und Wunder sind selten - dann werdet ihr mit Kyberna sterben müssen.“

„Das ist nicht wahr!“

„Doch; ich werde es euch allen beweisen. Gehe jetzt und erzähle dieses Wissen allen Stadtbewohnern. Ich werde ihnen morgen in der großen Stadthalle Rede und Antwort stehen. Sie sollen alle kommen. Sie werden kommen, denn sie haben Angst wie du.“

Necca ließ den Bürger stehen und ging weiter. Im Schatten einer halbhohen Mauer ließ er sich nieder, lehnte sich an und senkte den Kopf auf die Brust. Einige weiße Vögel kamen herbei und setzten sich auf seine Arme. Niemand von den Vorübergehenden wagte es, die Ruhe des Philosophen zu stören.

Der Abend des fünften Tages saß Necca in der Halle.

Der Ausdruck Halle war nicht ganz gerecht. Es war ein Amphitheater, dessen Ränge dreiviertelskreisförmig aufstiegen und in ihrer Mitte eine runde Bühne bildeten; dort saßen die Meister des Brettspiels und die klügsten Männer von Madira City. Sie warteten auf Necca, der seinen Auftritt wirkungsvoll gestaltete. Er schritt majestätisch die breite Treppe zwischen den steinernen Sitzreihen hinunter. Er mußte an Epidauros denken; auch dort war jedes Wort von der Bühne bis hinauf zu der letzten Reihe deutlich zu verstehen.

Die Klugen der Stadt unterhielten sich leise und sahen auf, als Necca zwischen sie trat.

Einer der Weißhaarigen streckte ihm die Hand entgegen.

„Du siehst“, sagte er, und ganz leise schwangen Unsicherheit und Zweifel in seiner Stimme, „daß unsere Halle gefüllt ist. Jeder will dein Wort hören, obwohl nicht jeder glaubt, was du sagst. Wir alle aber grüßen dich.“

„Ich danke dir, Ekhorn“, sagte Necca. „Und ich bin gern gekommen. Ein Glas Wein, bitte.“

Man reichte es ihm, und er stürzte es hinunter.

„Frage!“ sagte Necca.

Er setzte sich auf einen freien Platz, und die anderen weißgekleideten Gestalten umringten ihn in einem offenen, lockeren Kreis.

„Woher kommst du?“

„Ich komme von einer anderen Welt. Ich komme aus eurer Heimat, die alle von euch vergessen haben.“

„Gibt es andere Welten außer Whaiang Madira?“

„Milliarden von Regentropfen bilden einen See, und viele Seen bilden das Meer. Es gibt mehr Welten als Regentropfen im Meer.“ / „Woher hast du dieses Wissen?“

„Ich kenne viele dieser Welten, denn ich bin weit herumgekommen.“

Ein langanhaltendes Murmeln ging durch die Versammlung. Als die halblauten Stimmen endeten, fuhr Necca fort: „Wie können wir den Begriff der Weisheit bestimmen? Sagt mir, ist der Weise nur in dem, was er weiß, weise, oder auch in den Dingen, die er nicht kennt?“

Die Antwort kam zögernd.

„Nur in dem, was er weiß. Wie könnte er weise sein, ohne etwas zu wissen?“

Innerlich lächelnd gedachte Necca des Sokrates; die Monate des speziellen Trainings hatten den Agenten zu einem Logiker werden lassen, der die Reden des alten Griechen verwendete.

„Also ist Weisheit verarbeitetes Wissen?“ fragte er.

„Was sonst - denn nur Wissen verhilft zur Weisheit.“

„Also“, sagte Necca schneidend, „also seid ihr nicht weise, denn ihr wißt nichts. Alles das, was ich weiß, ist euch unbekannt. Wie könnt ihr es wagen, mit mir in der Rede zu streiten?“

Schweigen.

„Ich weiß es“, sagte er laut. „Ich kam, um euch zu helfen, wenn die Erkenntnis der Unwissenheit wie das nächtliche Feuer über euch hereinbricht.“

„Wir streiten nicht mit dir, sondern wir wollen vor allem hören, warum du gekommen bist.“

„Mein Freund, der weiser ist als ich, sandte mich aus. Ich komme von einer Welt, die sich Terra nennt, das bedeutet soviel wie: Erde unter den Füßen. Mein Freund erkannte, daß binnen weniger Tage Kyberna sterben wird. Ich soll euch das Richtige zu tun lehren, wenn dies geschieht.“

„Wann wird es geschehen?“

„Kyberna ist klug. und sie hat in den letzten drei Tagen alles getan, um auf mich zu deuten. Ihre Worte waren der Abschied für euch, ehe sie den langen Schlaf beginnt.“

Versucht das Größte zu ergründen...

Ein Narr ist, wer nicht auf das Fremde hört...

Träume sind furchtbare Wahrheit...

Dies alles sagte die Maschine. Sie wird noch zweimal auf mich deuten, dann wird sie schreiben: *„Ich sterbe.“* Nach drei Tagen also ist Kyberna nicht mehr.“ „In drei Tagen stirbt Kyberna...!“ Das Raunen ging durch die Versammlung und steigerte sich zu einem einzigen, summenden Aufschrei der dreitausend Menschen. Sie redeten wirr durcheinander, bis einer der Weißhaarigen „Schweigt!“ rief. Er wandte sich wieder an Necca.

„Du sagst, du kommst von dieser Welt Terra. Wie sieht es dort aus?“

Eine geschlagene Viertelstunde sprach Necca über die Erde. Er redete mit tönender Stimme und übertrieb mit der Beharrlichkeit eines mittelmäßigen Literaten, der pausenlos Superlative gebraucht. Die Erde: Ein Paradies, bevölkert mit einer Rasse kluger und schöner Menschen, die alles konnten und kannten... der Verband der achthundertzwei Planeten, die riesige Raumflotte und die gräßlichen Kämpfe, die zwischen anderen Rassen und Terra ausgefochten wurden.

Und der Weise: Perry Rhodan.

„Ihr alle“, so sprach er, „stammt von der Erde ab. Vor ungeheurer langer Zeit flogen große Schiffe hierher und luden Menschen und Maschinen aus, die versuchten, diese Welt urbar zu machen. Und eines Tages, getrennt von der Kultur Terras, machtet ihr euch selbständig. Die Urgroßväter eurer Großväter kannten noch die Legenden, und viele Sagen und Märchen, die ihr euren Kindern erzählt, handeln von der Erde. Diese Welt hat sich eurer erinnert.“

Aber ihr erinnert euch nicht der Welt Terra.

Und Rhodan, der Weiseste von allen, sandte mich.“

„Du sprachst von einer Katastrophe, die über uns hereinbrechen wird?“ fragte einer der Ältesten.

„Sie wird, glaube mir“, gab Necca zu. „In drei Tagen wird Kyberna sterben. Ihr, die Sklaven der Maschine, werdet nicht mehr wissen, was ihr tun sollt. Dann werde ich kommen und es euch sagen.“

Die Stadttore werden sich schließen.

Die Pfortner Kybernas werden keine Waren und keinen Wein mehr in die Stadt lassen.

Und die Ratlosigkeit wird umgehen wie ein Fieber.

So wird es sein...“

Das Schweigen, das nur gelähmte und entsetzte Menschen hervorbringen konnten, breitete sich aus wie ein trübes Gas. Durch den Mund des Fremden war nichts anderes als der Untergang der Stadt Madira City angekündigt worden.

„Das alles wird geschehen?“ fragte jemand.

„So sicher, wie die Sonne aufgehen und scheinen wird.“

„Du hast die Furcht in unsere Herzen gepflanzt, Fremder!“ sagte ein Weißhaariger.

„Die Furcht kam nicht von mir; der nächtliche Traum hat eure Gedanken an die Oberfläche gebracht. Diese Furcht war in euch. Ich werde versuchen, sie euch zu nehmen, aber ich werde es allein nicht fertigbringen.“

„Wie konnte die Furcht in uns sein... wir haben niemals etwas davon gespürt?“ fragte einer aus der Runde um Necca.

„Spürt die Wolke den Blitz, ehe er zur Erde niederzuckt?“ fragte Necca zurück. „Nein. Sie ahnt es nicht.“

„Wie sollen wir uns verhalten, wenn die Maschine stirbt - wir vermögen es immer noch nicht zu glauben. Was sollen wir tun?“

„Ihr sollt erkennen, daß ihr nicht mehr länger Sklaven Kybernas seid. Ihr werdet kommen und mich fragen. Ich werde euch antworten, wenn es soweit ist.“

*

Drei Nächte vergingen, ohne daß etwas Außergewöhnliches geschah. Weiterhin gab Kyberna Losungen aus, die auf das nahe Ende hinwiesen und auf die unsichtbaren, unbekannten Freunde deuteten. Necca verbrachte die Tage im Schatten neben leise rinnenden Brunnen, und die Nächte auf den Kronen breiter Mauern.

Unzählige Fragen hatte er zu klären, und viele Männer und Frauen kamen zu ihm. Die Stadt glich einem aufgestörten Bienenstock; nur die Bauern, die seit zweihundert Jahren nichts anderes taten als ihre Felder zu bestellen und Vieh zu züchten, ahnten nichts von allem. Der einsame Mann betrachtete noch einmal die Sterne, ehe er sich niederlegte und einschlief.

Die rote Sonne, schob sich hinter einer gewaltigen Wolkenbank hervor und färbte das Land mit dem Widerschein von Feuer; der weiße Marmor der Häuser, Plätze und Standbilder schien zu brennen. Die Natur richtete sich darauf ein, Zeuge eines seltsamen Geschehens zu werden. Sie stellte sich freiwillig in den Dienst der Männer vom Asteroiden.

Eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang waren sämtliche Augen auf das leere, weiße Spruchband an der Front des Gebäudes gerichtet. Dort waren eben die Buchstaben der vorausgegangenen Losung verschwunden, und jetzt...

Schweigen senkte sich über die Stadt.

„*Wartet auf die Nacht des violetten Mondes.*“

Ein Bürger, der nahe bei Necca stand, drehte seinen Kopf herum und sah den Fremden an. Dann zog er fragend die Brauen hoch. „Was bedeutet dieser Satz?“

Necca schüttelte den Kopf, legte den Finger an die Lippen und deutete auf das Band. Die Schrift blieb zehn Minuten lang stehen, dann verschwanden die meterhohen Buchstaben. Sie machten einer anderen, kurzen Wortgruppe Platz: „*Kyberna stirbt.*“

Zehn Sekunden, nachdem diese Schrift entstanden war, verfinsterte sich das Material des Spruchbandes. Unterirdisches Grollen war zu hören, und aus einigen Giebeln brachen Steine und Mörtel und zerschellten auf den Fußwegen. Der gesamte Hügel zitterte und bebte. Tief im Innern der betonierten Höhlen und Stollen vernichtete sich die Kyberna. Panik brach aus.

Einige Szenen blieben im Gedächtnis Neccas haften.

Kyberna hatte die unbeschränkte Macht über die gesamte Stadt und deren Menschen gehabt. Jetzt schlossen sich die stählernen Tore in den hohen, weißen Mauern, und die Brunnen versiegten augenscheinlich. Die Lastkarren der Bauern, die jeden Tag Fische, Fleisch, Obst und Früchte zur Stadt brachten, blieben auf dem Weg stehen und konnten nicht mehr weiter.

Einige Häuser schlossen sich. Die Türen wurden krachend zugeworfen, und vor den Fenstern rasselten die Blenden hinunter. Einige Kinder, die von allem nichts begriffen und nur von der allgemeinen Unruhe angesteckt waren, liefen kreischend herum; niemand kümmerte sich um sie.

Sämtliche Bürger liefen durch die Straßen.

Necca saß auf einer Mauer und lachte. Er blickte in fassungslose, bleiche Gesichter, hörte die Tritte der Sandalen und das Patschen nackter Füße. Kleine Gruppen bildeten sich aus den Wirbeln, lösten sich wieder auf und entließen ihre Mitglieder nach allen Seiten, andere Gruppen bildeten sich. Jeder schien jeden zu fragen, und niemand wußte eine Antwort. Lebensmittel und Weinkrüge wurden von Männern fortgeschleppt, und Frauen rissen ihnen die Dinge aus den Armen. Krüge und Schüsseln zerbrachen, und roter Wein bildete große, blutrote Lachen auf dem weißen Stein.

Der Schein der Sonne lag über allem.

Geduldig wartete Necca, bis die Nacht kam und alles etwas beruhigte. Eigentlich war es furchtbar; diese Menschen in ihrer elementaren Hilflosigkeit liefen umher wie von Furien gepeitscht. Sie wußten nicht, was sie tun sollten, wie sie sich zu verhalten hatten... die Vernunft schien aus der Stadt geflohen zu sein, als sich Kyberna auflöste. Aber dieser Schock war notwendig. Die Stadtbewohner stellten die Elite dieses Planeten dar; wer mit ihnen sprach, sprach mit der Vertretung Whaiang Madiras. Wenn Scott kommen würde, war die Zeit reif. Dann würden sie sich erinnern, in so unglaublich kurzer Zeit, daß sie selbst staunen würden. Und wieder war ein Planet gewonnen.

Als es dunkel war, zündete Necca eine der vorher zur Seite gelegten Fackeln an und ging hinunter auf einen der größten Plätze. Dort gelang es ihm binnen kurzer Zeit, eine dichte Gruppe von ratlosen Männern um sich zu versammeln.

„Ich sage es“, redete er sie an, „aber ihr glaubt es nicht.“

„Du hattest recht, Fremder. Was sollen wir tun?“ Necca hob die Hand.

„Ihr sollt noch fünf Tage warten. Wenn der Hunger, der Durst und die Angst ihren Höhepunkt erreicht haben, wird ein Mond am Himmel erscheinen - es ist kein Mond, sondern das Schiff meines Freundes, der euch helfen wird - und landen. Es wird hier auf dem großen Platz niedergehen und die Dinge wieder aufbauen, die zerstört worden sind. Viele Männer werden herauskommen, die Stadttore öffnen und Lebensmittel hereinlassen. Auch das Wasser wird wieder sprudeln. Wartet mit mir also auf die Nacht des violetten Mondes.“

„Fünf Tage lang - Fremdling, es ist jetzt schon furchtbar!“

„Es wird noch viel furchtbarer werden. Not und Elend werden euch heimsuchen... die Sklaven hungern, weil ihr Herr starb. Ist es nicht so?“

Über die Antwort war niemand mehr erstaunt als Necca.

„Wir sehen es ein. Wir waren Sklaven dieser Maschine, und wir sind jetzt dafür gestraft worden. Wir sind herrenlos, da Kyberna starb.“ „So ist es“, sagte Necca. „Warten wir also.“

Alles war erstorben. Die Energieversorgung hatte Licht und Wärme ausgeschaltet - nichts funktionierte mehr in der gesamten Stadt. Nach zwei Tagen bereits war die Not nicht mehr zu steigern - so dachten die Menschen. Hohläugige, hungernde und dürstende Menschen schlichen umher, sahen scheu auf Necca, der im Schatten neben dem Brunnen saß und den

Vögeln zusah. In den folgenden drei Tagen steigerte sich der Zustand in ein nie gekanntes Extrem hinein.

„Heute kommt die Nacht des violetten Mondes. Erwartet das Licht von den Sternen“, sagte Necca. Seine Worte durchliefen wie ein Feuer die Menge; die Leute waren hilflos und in jeder Hinsicht unfähig, ihr Schicksal in eigene Hände zu nehmen. Terranische Kolonisten auf anderen Welten hätten binnen weniger Stunden über die Mauern hinweg einen Versorgungsweg eingerichtet oder einen Teil der Mauern aufgebrochen; hier geschah nichts. Necca saß im Schatten und kaute auf seinen Konzentratabletten, von denen er noch wochenlang hätte leben können. Ein hungernder Hund lief ihm zu und legte sich ihm zu Füßen. Necca verfütterte zwei Tabletten an das Tier, und er mußte feststellen, daß er in Madira City mindestens einen treuen Freund besaß. Die planetare Mitternacht kam immer näher...

6.

„Möchtest du noch etwas Kaffee?“ fragte D’Arcy und blickte auf.

Toni schüttelte den Kopf und schluckte seinen letzten Bissen Toast hinunter. Cimarosas Blick fiel auf die Seite der Zeitung, die D’Arcy vor sich liegen hatte; es interessierte ihn, und er drehte das Blatt herum.

In der Gesellschaftsspalte stand, daß Mr. Randolph Keegy vor drei Tagen aus dem Krankenhaus entlassen worden war. Er war dort wegen der Verletzungen behandelt worden, die er sich bei dem Rennen vor eineinhalb Monaten zugezogen hatte. Toni lachte kurz.

„Was gibt es?“ fragte der Butler.

„Nichts, das wichtig wäre“, antwortete Toni. „Randolph Keegy ist wieder auf den Beinen.“

„Und... ?“ fragte der Butler.

Tonis Fingerspitzen trommelten auf der Platte des Tisches, dann sagte er ernst: „Nichts. Ich frage mich gerade, was ich unternehmen werde. Ich pflege Dinge bis zum Schluß durchzuführen. Nur... das Verfahren ist noch unklar.“

„Wie wäre es zur Abwechslung mit einem mittelalterlichen Turnier?“ fragte D’Arcy. „Würde es dich befriedigen?“

Er lachte spöttisch. Toni blieb gelassen und ernst.

„Kaum“, antwortete er kurz. „Dieses Mal mache ich Schluß.“

Überrascht hörte der Butler den fremden, harten Klang in der sonst gelangweilten Stimme des jungen Erben. In den letzten sechs Wochen seit dem Tod Spencers hatte er mehr als einmal Gelegenheit gehabt, sichtbare und deutliche Veränderungen an Anthony festzustellen.

„Du machst ein Ende?“

„Richtig. Ich werde mir überlegen, wie ich es anfange. Schnell und ohne Aufhebens. Ich finde einen Weg, verlasse dich darauf.“

Seit einer bestimmten Nacht war das Verhältnis der beiden Männer besonders eng und herzlich geworden: D’Arcy hatte den wütenden und hilflosen Toni in der Kabine der MELBOURNE besucht und lange mit ihm gesprochen.

„Hör doch damit auf“, sagte der Butler, „es bringt niemandem etwas ein.“

Toni sagte hart: „Ich habe es Vater versprochen. Ein Cimarosa steht zu seinem Wort. Hier schließe ich keinen Kompromiß.“

D’Arcy wandte sich ab und sah über die Büsche des Dachgartens hinweg. „Du billiger, kleiner Held“, sagte er langsam. „Mich schaudert, wenn ich daran denke. Erbarmungslos willst du einen kranken und seelisch zermürbenden Mann töten. Ich dachte schon, du wärst erwachsen. Offensichtlich hat es nicht einmal Dr. Terjesen geschafft.“ Toni stand auf und entgegnete: „Lasse bitte Nicoline aus dem Spiel. Darum geht es nicht. Ich nehme keine

Rücksicht auf mich... Alistair muß gerächt werden.“

D’Arcy blieb sitzen und hieb mit der flachen Hand auf den Tisch, daß das Geschirr zu klirren begann. Ein Löffel fiel mit silbernem Klang hinunter.

„Davon hat Alistair nichts. Er ist tot.“

„Ja. Er ist tot, wo Keegy bald sein wird. Ich werde ihm sogar noch eine Chance einräumen. Verstehst du nicht, D’Arcy...?“

„Das nicht.“

„Das ist meine Sache. Ich muß diesen Abschnitt meines Lebens beenden. Ganz allein. Ich muß damit fertigwerden, und ich werde es hinter mich bringen, so schnell ich kann.“

„Und dann?“ fragte der Butler ruhig.

„Dann werde ich mich um den Asteroiden kümmern müssen. Ich glaube, ich habe meine Aufgabe erkannt.“

D’Arcy schwieg und schüttelte den Kopf. Das war nicht das erstemal, daß er mit dem störrischen Temperament der Cimarosas zusammengestoßen war und aus Klugheit nachgegeben hatte; es war nicht zu ändern. Eher hätte man versuchen können, den Lauf des Amazonas zu ändern.

„Vergiß nicht auszurichten, was ich dir gesagt oder empfohlen habe!“ rief er Toni nach, ehe Cimarosa durch die Glastür den Wohnraum seiner Dachwohnung betrat, sich die Jacke überzog und den Lift nach unten nahm.

Er hatte sich mit Nicoline an der Plaza II verabredet. Nicoline hatte in der City zu tun, und sie wollten einen Drink auf einer der Terrassen nehmen. Toni ließ sich mit einem Antigravtaxi zum angegebenen Treffpunkt fliegen und kam natürlich um zehn Minuten zu früh an. Er setzte sich, bestellte einen Daiquiri und blickte auf den Verkehr zu seinen Füßen hinunter.

„Hallo, Raumfahrer!“ Sie war es.

Er sprang auf. „Alles erledigen können?“ fragte er. Sie nickte. Nicoline trug ein weißes Leinenkleid mit grünen, breiten Steppnähten.

Nachdem sie das geschwungene Glas, das vor Toni stand, mißtrauisch gemustert hatte, bestellte er für sie dasselbe. Dann sagte er: „Übrigens - D’Arcy hat seine Schwäche für rothaarige, junge Mädchen mit akademischen Graden entdeckt; er läßt dich herzlich grüßen. Ich habe eine Botschaft vor ihm an dich.“

„Fein. Welchen Inhaltes?“

„Ein Angebot. Ein sehr lukratives, aber ernstzunehmendes Angebot. Bist du abenteuerlich veranlagt?“

„Säße ich sonst hier?“ fragte sie und bat ihn um Feuer.

„Die Höhe des Rüstungsetats für die terranische Flotte und die Wege der Frauen sind unbegreiflich. Wer weiß?“

„Im Ernst. Was will die Cimarosa-Holding von mir?“ „Wir suchen einen fähigen praktischen Arzt, der sich inmitten von zweihundertfünfzig Männern durchsetzen kann. Er müßte einen Drei Jahresvertrag abschließen, bekäme eine nette Dienstwohnung mit Sicht auf den Mittelast der Galaxis und auf die Sonne Regulus alpha leonis -, müßte vorher versprechen, mir trotzdem treu ergeben zu bleiben und so weiter. Kurz: Hast du Lust, deine Praxis auf den violetten Mond zu verlegen?“

Nicoline nahm umständlich ihre Sonnenbrille ab, putzte sie ebenso umständlich und sah prüfend hindurch. Dann zog sie mit einem Finger an der Unterlippe und sagte: „Ich soll also auf dem lieben, alten Mond amtieren? Wer ist eigentlich auf diese Idee gekommen?“

Schuldbewußt senkte Toni den Kopf. „Aha. Und warum?“

„Schierer Egoismus. Ich habe meine Gründe...“

„Niemand zweifelt an deren Lauterkeit. Ist das Tatsache?“

Toni nickte stumm.

„Ich werde es mir überlegen. Deine Gründe willst du natürlich nicht verraten?“

„Nein. Wie geht es dir sonst?“

Sie schlürfte an ihrem Glas, setzte es ab und antwortete.

„Gut. Bei diesem Wetter ist, von einigen Prellungen und anderen kleinen Dingen abgesehen, niemand krank. Ich werde arbeitslos. Das ist teilweise recht erfreulich...“

„Besonders für mich. Ich kann mich erinnern, gestern ein Mädchen mit einer noch größeren Sonnen-Brille gesehen zu haben.“

Sie fuhr auf. „Was? Eine noch größere Sonnenbrille?“

„Ja. Jeder drehte sich nach ihr um. Ich weiß... das funktioniert auch ohne Brille bei dir, ja?“

„Du nimmst zu an Scharfsinn und Alter. Ich hätte heute abend Lust auf einen Stadtbummel. Tust du mir den Gefallen?“

Toni schüttelte zögernd den Kopf. „Schlecht“, sagte er.

„Warum?“

„Ich habe etwas Wichtiges zu erledigen. Ich muß einen Brief schreiben - er ist wichtig.“

„Wichtig? Für wen?“ fragte sie und spielte wieder mit ihrer Brille.

„Für meine Seelenruhe. Ich werde eine lange geführte Auseinandersetzung beenden.“

Schlagartig verlor das Mädchen seine gute Laune.

„Ich verstehe“, sagte es langsam. „Keegy ist wieder aus dem Krankenhaus entlassen. Hast du immer noch diesen barbarischen Drang?“

„Ja“, sagte er einsilbig.

„Was planst du jetzt?“ fragte es und holte eine neue Zigarette hervor. Sie zündete sich die Zigarette selbst an, ehe Toni ihr Feuer geben konnte. „Etwa einen Wettkampf mit Raketen Jägern?“

„Nein.“

„Sondern?“

„Ich mache Schluß“, sagte er. „Ich schicke ihm die weiße Feder.“

„Du bist wahnsinnig. Wir sind nicht mehr im England der Kolonialzeit, in der man einen Mann ins Duell trieb, wenn man ihm auf diese Art die Verachtung zeigte. Willst du Randolph töten?“

„Ja“, sagte Anthony. „Das will ich. Er hat die Chance, früher zu schießen...“

„Also ein Duell mit Pistolen?“

„Ja.“

Sie lehnte sich zurück und betrachtete Anthony Cimarosa mit weit geöffneten Augen. Sie bemerkte vieles. Dieser Mann hier stand genau auf der messerscharfen Grenze, die je zwei Lebensabschnitte voneinander trennte. Ein kleiner Stoß genügte. Dieser Stoß warf ihn auf einer der beiden Seiten herunter von dem gefährlichen Grat. Zurück in das alte Leben oder hinein in ein neues. Und dieser Stoß würde das Duell sein. Kaltblütig und unkompliziert, wie Männer in diesen Dingen waren, betrachtete es Toni als fair play; er stellte sich einem Kampf, in der er siegen konnte, nicht mußte.

Nicoline schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Höre mir jetzt gut zu, Anthony Cimarosa. Du weißt, daß ich dich liebe und, was noch mehr ist, schätze. Was du hier vorhast, ist kalter, wohlüberlegter Mord. Ich war gestern bei Keegy; er bat mich darum. Dieser Mann ist am Ende... und du hast ihn ruiniert. Du und dein Vater in ihrer sizilianischen Starrköpfigkeit.

Es besteht eine geringe Wahrscheinlichkeit, daß Keegy dich trifft. Ich kann mir etwas den Rahmen vorstellen, in dem diese steinzeitliche Vorstellung abrollen wird. Die Alternativen: Entweder, du tötest ihn oder er dich. Keines von beidem ist richtig oder gut. Ich will dich auf keinen Fall verlieren, und auch an Keegys Freundschaft liegt mir einiges. Auf alle Fälle werde ich zu verhindern versuchen, daß dieses Duell stattfindet. Auf meine Art.

Entscheide dich hier und jetzt, und entscheide dich schnell.

Du hast die Wahl. Entweder ich oder das Duell.“ Sie schwieg.

Toni warf seine Zigarette in den Aschenbecher und drückte sie mit dem Rand des Feuerzeuges aus. „Ist das dein Ernst?“ fragte er heiser. „In solchen Dingen pflegt man nicht zu scherzen“, antwortete sie.

Er beugte den Kopf und schwieg. Dann setzte er sich gerade hin und sagte leise, fast unhörbar: „Ich schicke Keegy heute abend die weiße Feder.“ Nicoline stand auf, legte zwei Solar auf den Tisch und setzte ihre Sonnenbrille auf. Sie blieb dicht vor Toni stehen und sah ihn an.

„Du hast dich entschieden“, sagte sie. Dann ging sie sehr schnell weg. „Verdammt“, sagte Anthony und blieb sitzen.

*

Während Randolph Keegy den langen, schmalen Brief öffnete, summt das Visiphon. Keegy saß vor einem Tisch, an dem für zwei Personen gedeckt war. Er drehte sich um und tastete den Empfänger ein. Der rechteckige Schirm wurde hell, blitzte kurz auf und zeigte das Mädchen Nicoline.

„Oh“, sagte Keegy. Nicoline sagte nichts und sah ihn an. Dann glitt ihr Blick abwärts, zu dem halbgeöffneten Brief in seiner Hand, kehrte zu seinem bleichen, schmalen Gesicht zurück, streifte die nervösen Finger und schließlich die schlanke Blondine, die gegenüber von Keegy saß.

„Du hast Besuch - bitte, entschuldige die Störung. Ist der Brief schon geöffnet?“

Er schüttelte verwundert den Kopf. Das blonde Mädchen verfolgte die seltsame Unterhaltung mit großen, blauen Augen. Nicoline deutete auf den Brief. - „öffne ihn und lies.“

Er zerfetzte den Umschlag völlig und zog die lange, weiße Karte hervor. In Cimarosas geschwungener Schrift mit den charakteristischen Ringen über dem i stand zu lesen: *Anbei ein Zeichen meiner Wertschätzung.*

Ich schlage vor, daß wir diese unsere Auseinandersetzung auf einem uns gemäßen Weg erledigen. Übermorgen früh auf dem Golfplatz unseres Clubs, fünf Uhr dreißig. Sekundanten unnötig. Ich habe zwei wunderbare Reiterpistolen und die entsprechende Munition gefunden. Ist es in Deinem Sinn?

R. s. v. p.

Anthony Cimarosa „Nun“, sagte Nicoline hart, „das ist der Schluß von eurer mehr als idiotischen Gegnerschaft. Ich bitte dich, abzusagen.“

„Warum?“

„Ich möchte nicht, daß er dich umbringt.“

Randolph beachtete das stumm wartende Mädchen nicht, drehte sich wieder um und goß aus einer Karaffe drei Finger hoch Whisky in ein schlankes Glas. Dann drehte er sich wieder zum Schirm.

„Schwedin“, sagte er und drehte das Glas in den Fingern. „Das verstehst du nicht ganz. Lieber - um ein antikes Wort zu zitieren - ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Und danach sah es verdammt aus.“ Er trank einen großen Schluck und drehte weiter an dem Glas. Er hatte Stil; das bewiesen auch die Aufmachung des Zimmers und das schweigsame Mannequin mit den großen Augen.

„Du wirst also gehen? fragte Nicoline.

„Ja. Ich bin es mir schuldig. Schließlich habe ich nach Meinung Tonis seinen Bruder auf dem Gewissen.“

„Schlage dir diesen unsinnigen Gedanken aus dem Kopf, Randy. Du weißt, daß Cimarosa unrecht hat.“

„Wenn ein Mann zehn Jahre nach einem Kodex gelebt hat, der ihm beigebracht wurde, den er selbst und Tausende von anderen Männern als absolut richtig empfunden haben, wenn er nach den Gesetzen dieser Logik handelt und dann in eine Welt zurückkehrt, deren Gesetze nicht die seinen sind - es gibt keinen anderen Weg. Immerhin... ein stilvolles Ende.“

Wütend trommelte Nicoline auf das Pult vor ihrem Gerät.

„Du bist derselbe Narr wie...“, sie hielt inne. Keegy lächelte.

„Ich weiß es. Viel Glück.“

„Deine Aversion überwunden?“ fragte Nicoline mit einem schnellen Seitenblick auf das Mädchen mit dem langen, blonden Haar.

Keegy schüttelte den Kopf.

„Nein. Zweckgemeinschaft. Wir werden uns heute abend sinnlos mit Alkohol vollschütten. Nicht wahr, mein Engel?“

„Ja“, sagte das blauäugige Mädchen.

„Verrückt“, antwortete Nicoline und trennte die Verbindung.

„Bringen wir's zu einem Ende - und zwar sofort“, sagte Keegy leise und zog die weiße Feder aus dem Schnitt der Karte. Dann wählte er die Nummer von Tonis Privatwohnung. Cimarosa meldete sich augenblicklich.

„Guten Abend, Toni“, sagte Keegy. „Ich nehme deine Bedingungen an. Herzlichen Dank für die Feder, du Schuft.“

Toni lächelte. „Danke. Du hast Format, das ist unbestritten. Guten Abend, mein Fräulein!“

Das Mädchen lächelte ihn an.

„Das sind die Waffen“, sagte Toni und hielt einen mittelgroßen Kasten vor den Schirm. Darin befanden sich zwei langläufige Reiterpistolen, fein ziseliert und ungeheuer wertvoll.

„In Ordnung“, sagte Keegy. „Der bessere Mann gewinnt.“

„Zweifellos. Du hast eine Chance“, schloß Toni das Gespräch. Der Schirm wurde dunkel. Keegy zerriß die Karte in viele kleine Schnitzel und streute sie langsam in den Aschenbecher. Dann lächelte er und wandte sich an das Mädchen.

„Trink“, sagte er leise, „der Champagner wird kalt, mein Engel.“

*

Nicoline ging noch nicht ins Bett; sie hatte noch zwei wichtige Gespräche zu führen. Eines davon war nicht lang. Es war ein Ortsgespräch. Die andere Verbindung herzustellen, war nicht einfach, aber es gelang. Sie sprach eine Viertelstunde sehr angestrengt und konzentriert, und sie war überzeugt, mit diesem Gespräch mindestens fünf Personen sehr genützt zu haben. Am meisten sich selbst, und mit dem Lächeln über diesen Gedanken schlief sie ein.

*

Anthony Cimarosa stand um vier Uhr auf. Er duschte sich, frühstückte kurz und überprüfte dann noch einmal die Waffen. Es waren Pistolen aus dem achtzehnten Jahrhundert, und sie hatten einen fast unschätzbaren Wert; Spencer Cimarosa hatte diese Dinge gesammelt. Die schweren, rissigen Holzgriffe konnte der Reiter, nachdem er den Lauf leergeschossen hatte, als Keule benutzen.

Stählerne Bänder mit haarfeiner Ziselierung hielten das Rohr am Schaft fest, und die Pulverpfanne samt Hahn und Feuerstein hatte vor einigen Jahrhunderten als der letzte Fortschritt der Waffentechnik gegolten. Inzwischen hatte man diesen Mechanismus lahmgelegt und festgeschraubt; man schoß schmale, lange Patronen, die durch einen mehr als einfachen Bolzenkontakt ausgelöst wurden. Die Kugel bestand aus gegossenem Blei, und die Waffe trug nicht viel weiter als siebzig Meter.

Toni steckte die Munition dazu; es waren Patronen, die man niemals wieder herstellte. Die zehn Schuß waren die letzten Patronen auf Terra. Dann fuhr Toni in die Garage hinunter, startete seinen roten Wagen und fuhr los. Pünktlich um fünf Uhr zehn war er auf dem Golfplatz und ging durch das taufeuchte Gras auf die bezeichnete Stelle zu.

Einige Minuten später landete der kleine Antigrav Keegys neben dem Sportwagen, Keegy stieg aus und kam auf Toni zu. Der Morgen war eine ironische Umgebung für dieses Duell; er hätte nicht schöner sein können.

Die beiden Männer trafen sich in der Mitte der kleinen Lichtung, dicht an einer Reihe von tropischen Bäumen, um deren Wurzeln tiefes Moos lag. Toni warf die Zigarette weg, trat sie aus und schüttelte Keegy die Hand. Einen Augenblick lang sahen sich die Männer an, und wieder mußte jeder anerkennen, daß sein Gegenüber ein mehr als vollwertiger Gegner war. Toni war ruhig und gefaßt, und Keegy beherrschte sich einwandfrei.

„Du bist gefordert. Wähle die Waffe“, sagte Toni kurz.

Keegy griff in den offenen Kasten, der zwischen ihnen im Gras stand und holte die Pistole heraus, die oben in dem Futteral aus schwarzem Stoff lag, Toni nahm die andere. Er schüttete die Patronenschachtel aus, und jeder der beiden Gegner lud seine Waffe. Dann wurden die Hähne zurückgebogen, bis sie einrasteten.

„Distanz?“ fragte Toni knapp.

„Siebzig Meter“, sagte Keegy. Toni lachte verächtlich.

„Dies ist kein Scherz, sondern ein Duell.“

„Fünfunddreißig Meter“, sagte Keegy mit unbewegtem Gesicht. Er war schmal und blaß geworden, und der linke Arm schien noch immer zu schmerzen.

„Gut.“

Sie schritten die Distanz ab. Dann standen sie sich gegenüber. Sie zählten, und die Waffen senkten sich. Als Keegys Kopf in dem runden Punkt des Kornes auftauchte, wurden Toni beide Arme mit Gewalt nach hinten gerissen.

„Was ist... verdammt!“ sagte er und versuchte, über die Schulter zu sehen.

„Halt!“ schrie Keegy. Seine Waffe zielte mitten auf Tonis Brust. Die Bleikugel würde ihn zerfetzen. Hinter Keegy drangen zwei Polizisten mit gezogenen Strahlern aus dem Dickicht, aber Keegy war schneller. Er drückte ab. Im letzten Moment gab er seiner Waffe einen kleinen Ruck. Er stand da, in eine hellgraue Pulverwolke gehüllt, aus der eine armlange Stichflamme brach. Die Kugel sirrte einen halben Meter über Cimarosas Kopf ins Laub und zerschnitt die Blätter.

„Ihr jungen Herrschaften verdient Prügel“, sagte der Sergeant, der zu seinen Leuten getreten war.

„Nur damit, daß die jungen Herrn aus falschverstandener Ehre sich um irgend etwas duellieren, müssen sieben Polizisten sich die halbe Nacht um die Ohren schlagen und hier warten.“

Der Sergeant sah Toni von oben bis unten an und schüttelte dann den Kopf. „Mann“, sagte er. „Sie würden einen fabelhaften Raumsoldaten abgeben, wenn es nach mir ginge. Sie dürften tagelang den Maschinenraum putzen und die elektrischen Filter. Leider geht es nicht nach mir - jemand hat sich eingeschaltet, der große Sehnsucht nach euch verspürt. Los!“ sagte er zu seinen Leuten. „Führt sie ab, diese Narren. Sonst kommen wir um unseren Kaffee!“

Keegy und Toni saßen nebeneinander im Fond des zweiten Polizeiantigrav und starrten vor sich hin. „Wird nachgeholt“, sagte Keegy leise. Ein Polizist drehte sich um und sagte grob: „Mund halten, ihr potentiellen Meuchelmörder!“ Sie schwiegen. Sie wurden auf das zuständige Revier gebracht und dort ohne jede Frage in eine Zelle gesperrt. Eine Stunde später holte man sie wieder heraus, führte sie über einen Hof und bis zu einer Gazelle, die dort wartete. Zwei-Raumsoldaten warteten ebenfalls. Schweigend wurden Keegy und Cimarosa angeschnallt, und der Einstieg schloß sich. Die Gazelle erhob sich mit röhrenden Triebwerken senkrecht in die Höhe und schlug sofort Südkurs ein.

*

Sie warteten in dem leeren Büro mindestens zwei Stunden lang. Es war weit nach Mittag, und niemand kam. Sie wußten nicht genau, wo sie sich befanden; der Weg von einem Flughafen in ein Stadtzentrum glich fast haargenau einem jeden anderen. Sie hätten in fast jeder Großstadt Terras sein können - außer in Brasilia.

„Kannst du dir erklären, wer uns angezeigt hat?“ fragte Toni und suchte nach einer Zigarette. Keegy schüttelte den Kopf und trat ans Fenster. Sie waren hier oben in einem sehr hohen Haus, und Keegy konnte weit in der Ferne braune und weiße Bergkuppeln sehen. Sehr weit unterhalb der Berge glitzerte ein weißer Fleck.

„Der große Salzsee?“ fragte sich Keegy halblaut. Dann fuhr er herum und sagte: „Cimarosa - wir sind in Terranie.“

„Wo?“ Toni stand auf und ging schnell zum Fenster hinüber. Er sah die Dächer und die Hochhäuser einer riesigen Stadt; er wußte, daß Terrania fünfzig Millionen Einwohner haben sollte. Es war mehr als nur der plötzliche Schreck, der die Männer zusammenfahren ließ; hinter ihnen öffnete sich eine Tür. Ein schlanker, ziemlich alter Major kam in den Raum und blieb neben der Tür stehen. Schweigend und mit einem Blick voller Verachtung sah er aus zusammengekniffenen Lidern auf die Männer.

„Während auf anderen Planeten und im Raum Hunderte und Tausende von Männern für diesen Planeten hier sterben, duellieren sich die jungen Herren von Terra - sehr interessant. Haben Sie eigentlich kein Hirn, meine Herrn?“

Der grauhaarige Mann schwieg. In Toni erwachte der Starrsinn der Cimarosas. Er ging langsam in die Mitte des Raumes und blieb stehen.

„Ich würde, Major“, sagte er langsam, „nicht von Dingen reden, die ich nicht ganz verstehen kann. Sie unterstellen...“

„Schweigen Sie“, sagte der Major, „und kommen Sie mit mir. Man erwartet Sie.“

Keegy und Cimarosa gingen an dem Uniformierten vorbei in den angrenzenden Raum. Sie blieben stehen. Toni Cimarosa erkannte die Umgebung sofort. Sie war diejenige, die er vor rund fünf Wochen durch seinen Telekomschirm gesehen hatte; das Büro des Großadministrators. Rhodan saß hinter seinem Schreibtisch und sah den beiden Männern entgegen. Der Major schloß die Tür des anderen Raumes und blieb draußen. Ein unheilvolles Schweigen entstand. Die grauen Augen Perry Rhodans musterten lange und eindringlich die Männer, die vor ihm standen und warteten.

„Setzen Sie sich“, sagte Rhodan endlich. Er verstand es, seinen Ärger zu verbergen, aber er zeigte keine Höflichkeit. Toni und Randolph setzten sich nebeneinander in zwei tiefe Sessel.

„Aus zweierlei Gründen haben Sie Glück“, begann Rhodan. Er sprach leise, mit zurückhaltender Stimme. „Erstens haben wir auf Terra keine allgemeine Wehrpflicht, und zweitens bin ich ein Mann von außergewöhnlicher Geduld. Was dachten Sie sich eigentlich, ehe Sie darangingen, antikes Brauchtum wieder aufzufrischen?“

Der ätzende Sarkasmus war jetzt nicht mehr zu überhören.

„Sir“, antwortete Anthony langsam, „es handelt sich um eine rein persönliche Auseinandersetzung. Ich kenne Keegy seit meiner Schulzeit. Vor rund drei Jahren verschuldete er - und er gab es auch mir gegenüber zu den Tod meines Bruders...“ Rhodan hob die Hand.

„Halt“, warf er ein. „Es ist deswegen keine rein persönliche Sache mehr, weil es mit den herrschenden Gesetzen von Moral und Anstand kollidiert. Reden Sie weiter.“

„Mein Bruder, Alistair Cimarosa, war einer der feinsten jungen Männer, die es gab. Er war die einzige Freude meines Vaters. Und mein Vater wies mich an. Alistair zu rächen. Ich bin der Sohn meines Vaters; ich gehorchte. Und ehe ich begann, mich um den violetten Mond zu kümmern, wollte ich diesen Abschnitt meines Lebens beenden.“

„Mit einem kaltblütigen Mord“, sagte Rhodan.

„Es wäre kein Mord gewesen. Jeder hatte eine faire Chance.“

Rhodan blätterte in Papieren, die vor ihm auf der Tischplatte lagen. Dann sagte er hart:

„Sehen Sie sich dieses Foto an, Cimarosa.“

Er reichte ein großes Blatt über den Tisch. Toni griff danach und betrachtete es. Es war eine vergrößerte Farbaufnahme Randolph Keegys, kurz vor dem verhängnisvollen Spezialeinsatz. Es zeigte einen großen, guttrainierten Raumsoldaten im Kampfanzug - aber es bestand nicht

viel Ähnlichkeit zwischen dem Keegy, der hier saß und dem, den das Bild zeigte. Randolph Keegy schien seit dieser Aufnahme nicht um drei, sondern um dreizehn Jahre gealtert. Toni fühlte, wie ihm die Röte ins Gesicht stieg, als er sich halb herumdrehte und Keegy ansah. Dann legte er das Blatt zurück.

„Verstehen Sie, was ich meine, Cimarosa?“ fragte Rhodan.

„Sir...“, begann Keegy. Ohne ihn anzusehen, winkte Rhodan ab. „Später, Keegy“, sagte er.

„Sie, Cimarosa“, begann Rhodan, und plötzlich war seine Stimme die eines Befehlshabers, schneidend, hart und keinen Zweifel mehr zulassend. Die grauen Augen schienen von innen heraus aufzuglühen.

„Sie haben seit drei Jahren diesen Mann in ein Wrack verwandelt. Sie sind etwas jünger, hinter Ihnen liegen nicht die Eindrücke einer Auseinandersetzung mit den Gatasern.

Sie hatten Zeit und Geld, und Sie hatten nichts anderes zu tun, als aus falsch verstandener Treue einen kindischen Entschluß eines sonst so tadelfreien Mannes auszuführen. Sie taten es, mit allen Ihren Kräften. Ich habe früh ein langes und ausführliches Gespräch mit D'Arcy geführt, und er hat mir einiges erzählt, das ein merkwürdiges Licht auf die dreißig Jahre wirft, die Sie bisher lebten.“

„Ich bin gern bereit, Sir“, sagte Toni, „mich mit Ihnen sachlich auseinanderzusetzen, aber...“

„Ob Sie bereit sind oder nicht, interessiert mich nicht die Spur. Sie werden sehr aufmerksam zuhören, was ich Ihnen - und Keegy - zu sagen habe.“ Toni schwieg. Er fühlte sich in die Enge getrieben. „Mochten Sie Ihren Bruder?“ fragte Rhodan nach einer Weile plötzlich, Toni nickte.

„Ja. Soweit ich mich an ihn erinnern kann, war er der einzige Freund, den ich hatte.“

„Begreiflich“, sagte Rhodan bitter. „Glauben Sie, ihm einen Dienst zu erweisen, wenn Sie einen Mann moralisch vernichten und dann töten? Würde es Ihr Bruder so gewollt haben?“

Toni senkte den Kopf.

„Ich bin etwas zu alt“, sagte Rhodan, und man konnte erkennen, daß seine Stimme vor mühsam unterdrückter Wut förmlich zitterte, „um hier großartige Auftritte zu produzieren. Hören Sie zu, was ich Ihnen beiden zu sagen habe... es ist wichtig, und ich wiederhole es nicht.

Sie beide sind Männer, wie es nur wenige gibt. Ich kenne die Personalakte von Keegy, und ich kenne Ihre Lebensgeschichte, Cimarosa. Wenn Sie einen Bruchteil der Energie, die Sie für die Gladiatorenkämpfe verschwendet haben, in den Dienst unseres Planeten gestellt hätten, würde ich Sie zu meinen Freunden zählen können.

Cimarosa... , Sie wissen zweifellos, daß sich die Verhaltensregeln von Bürgern und Soldaten teilweise grundlegend unterscheiden. Worin liegt, nach Ihrer Meinung, der Grund?“

Toni sagte: „Darin, daß der Bürger nicht gezwungen ist, seine Heimat an einer Front zu verteidigen und nicht sein Leben aufs Spiel zu setzen hat.“

„Richtig“, sagte Rhodan.

„Dieser Mann hier“, und er deutete auf Randolph Keegy, der schweigend und in sich versunken neben Cimarosa saß und jetzt aufblickte, „ist Soldat. Ein sehr guter Soldat übrigens; er wurde im Rang eines Chefleutnants entlassen. Keegy studierte hier in Terrania an der Akademie, und wir kennen dort einen Grundsatz, der Sie stark interessieren müßte, Cimarosa: Wenn in einer entscheidenden Situation verlangt wird, daß man zwischen einem Menschenleben und einer Entdeckung entscheidet, so ist ein einzelnes Menschenleben zu opfern. Denn diese Tat - über deren moralischen Grund wir nicht zu diskutieren haben - rettet vielleicht einer Million anderer Menschen Leben, Gesundheit und Besitz. Und wenn es darum gilt, mit einer wichtigen Entdeckung zu fliehen, dann entscheidet dieser Grundsatz. Wiederholen Sie, Cimarosa, was Sie erkannt haben.“

Toni überlegte kurz, dann antwortete er.

„Die Grundsätze der Akademie und der Kriegführung verlangen, daß notfalls ein Mensch einer Idee oder einer Erkenntnis geopfert werden muß.“

„So ist es. Haben Sie den Sinn voll verstanden?“

„Ich hoffe, Sir.“

„Keegy tat vor drei Jahren nichts anderes, als diesem Grundsatz zu gehorchen. Noch ehe er mit Ihrem Bruder in den Einsatz ging, waren diese Alternativen sowohl ihm als auch Ihrem Bruder wohlbekannt. Im entgegengesetzten Fall hätte Ihr Bruder Alistair ebenso gehandelt; er hätte so handeln müssen.

Dadurch, daß Keegy mit dem noch intakten Boot fliehen konnte, rettete er einen ganzen Planeten vor einem Überfall durch die Gataser. Der stark befestigte Planet konnte geräumt werden, und es sind genau dreihunderttausend Personen, die Keegys Tat ihr Leben verdanken. Dreihunderttausend gegen eins.

Können Sie noch etwas antworten, Cimarosa?“

Leise sagte Toni: „Dieser eine, Sir, war mein Bruder und meines Vaters Sohn.“

„Keegy, haben Sie einen Bruder - oder mehrere?“

„Ja“, sagte Keegy heiser. „Sie fielen in einem Kommando unter Kapitän Faro Urgina der KOSTANA auf dem vierten Planeten der Sonne Brulab 3.“

„Würden Sie, Keegy, jemanden deswegen zur Verantwortung ziehen wollen... ich möchte nicht unbedingt ein ‚Nein‘ hören, verstehen Sie mich richtig. Würden Sie sich an jemandem rächen wollen?“

„Nein, Sir.“

„Verstehen Sie es jetzt, Cimarosa? Keegy wäre dafür bestraft worden, wenn er nicht so gehandelt hätte, wie er es tat. Wenn er überlebt hätte. Dadurch, daß er floh und Ihren Bruder zurückließ, gehorchte er den Gesetzen der Kriegführung. Außerdem, und das geht klar aus dem Bericht hier hervor, war Ihr Bruder bereits im Sterben - oder es hatte wenigstens den Anschein -, als ihn Keegy verließ. Ich sage es hier noch einmal deutlich. Hören Sie zu, Cimarosa. Ich billige Keegys Verhalten ausdrücklich, und ich bestehe darauf, daß in diesem Falle und in unzähligen anderen richtig gehandelt worden ist. Ich hätte es nicht anders getan, und Millionen anderer Soldaten hätten ebenso gehandelt. Besteht noch eine einzige Unklarheit, Cimarosa?“

Toni sah Rhodan in die Augen, dann sagte er: „Nein, Sir.“

Anthonys Kopf sank nach vorn; er legte die Hände vor das Gesicht und blieb eine Zeitlang so sitzen. In dem großen Raum wurde es still, und man konnte die Atemzüge hören. Dann nahm Toni die Hände von den Augen und stand langsam auf. Die Spannung zwischen den beiden Männern nahm zu und wurde fast unerträglich.

Toni sagte leise: „Ich habe eingesehen, daß ich mich drei Jahre lang wie ein Kind benommen habe. Vermutlich lag es daran, daß ich noch zu unreif war; die Ereignisse der verflorenen Wochen haben mich vieles gelehrt. Sie, Sir, dürfen es sich zuschreiben, daß ich jetzt richtig erwachsen wurde. Wenn du es kannst, Randolph... und ich würde verstehen, wenn du ablehnst... verzeihe mir.“ Tonis Stimme endete in einem trockenen Ton, und er räusperte sich.

„Ich würde mich sehr freuen, Randolph...“

Er streckte Keegy die Hand entgegen. Keegy zögerte keine Sekunde lang und schlug ein. Die Männer schüttelten sich lange die Hände, und der Griff war hart. Dann grinsten sie beide, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Das war ein verdammt hartes Stück Arbeit“, sagte Perry Rhodan.

„Es ist unglaublich, wie lange ein einzelner Mann braucht, um seinen Starrsinn zu überwinden. Sind Sie eigentlich Ire, Cimarosa?“

Toni nickte: „Meine Mutter, Sir...“

„Verstehe. Übrigens... die Tatsache, daß die Polizei von Brasilia Ihr Duell heute morgen unterbrach, ist auf dringendes Telefongespräch zurückzuführen, das ich gestern führen durfte. Eine junge Dame, der aus verschiedenen Gründen an Ihnen beiden gelegen ist, rief mich an. Sie störte mich im Schlaf, aber... nun, ich bin Kummer gewohnt. Sie versprach, Ihren vorgestrigen Entschluß zu revidieren. Wenn das hier erledigt ist, Cimarosa, empfehle ich

Ihnen die nächste Maschine nach Brasilia.“

„Wird selbstverständlich erledigt, Sir“, versprach Toni ernsthaft.

„Ich bin der große Magier, der stets Überraschungen aus dem Ärmel schüttelt“, sagte Rhodan und nickte. „Beinahe wären mir die Dinge entglitten, aber Miß Terjesen rief noch zur rechten Zeit an. So konnte ich den Abflug eines jungen Mannes nach Brasilia stoppen.“

Der ausgestreckte Zeigefinger Rhodans tippte eine Taste des Telekompultes, dann sagte der Großadministrator: „Schicken Sie den jungen Mann herein, Calwers.“ Das Gerät knackte.

Die stählerne Schiebetür glitt zurück, und der Kopf einer Wache war zu sehen. Der Raumsoldat gab den Eingang frei, salutierte und trat zurück. Ein Mann kam schwungvoll um den Türpfosten geschritten, ging bis mitten in den Raum hinein und salutierte vor Rhodan.

„Schon gut, Alistair Cimarosa“, sagte Rhodan. „Begrüßen Sie Ihren Bruder.“

„Alistair...“, flüsterte Toni. „Du lebst?“ „Teilweise“, sagte sein Bruder. „Eine nette Überraschung, nicht wahr?“ Toni nickte.

„Wir alle hielten dich für tot, seit drei Jahren...“ „Ich war nahe daran“, antwortete Alistair und umarmte Toni. Sie redeten eine Menge wirres Zeug und schlugen sich gegenseitig pausenlos auf die Schultern. Dann räusperte sich Randolph Keegy.

„Mann“, sagte er langsam. „Ich dachte, du wärest von den Tellerköpfen erschossen worden. Erzähle, bitte...“ Alistair drückte die Hand seines ehemaligen Kameraden; inzwischen war auch er Chefleutnant geworden. Sein Gesicht war schmaler, und um die Mundwinkel standen harte Falten. Ein Teil der Wange bestand aus Gewebeplastik, und das Ellenbogengelenk war ersetzt worden.

„Auch die Gataser glaubten, ich sei tot. Sie ließen mich in den Trümmern unseres Verstecks zurück und flogen ab. Offensichtlich war der Planet nicht mehr interessant. Ich versuchte, auf jede Weise in Kontakt mit der Flotte zu kommen. Es war vergeblich. Kein Minikom funktionierte mehr und so weiter. Ich begann, mich zu verbinden und wanderte mindestens zweimal um den Planeten. Ich schoß so lange Tiere und briet sie, bis mein Strahler leer war, dann verwendete ich ihn als Keule. Übrigens, Sir, ein völlig neuer Gesichtspunkt, einen Strahler zu gebrauchen.“

„Ich werde die Flotte entsprechend instruieren“, versprach Rhodan lachend.

„Ich blieb fast zwei Jahre auf dem Planeten und langweilte mich sehr. Eines Tages landete ein kleines Boot der Blues, ein Diskus. Ich konnte damals meinen linken Arm nicht mehr bewegen, und erledigte die drei Mann mit einer Steinschleuder. Dann setzte ich mich in den merkwürdigen Apparat und verließ den Planeten. Unterwegs wurde ich dreimal gefangengenommen, und immer konnte ich wieder ausreißen. Dann stahl ich wieder einen Diskus, floh und kam schließlich zu einem Schiffswrack, das leer und tot im All trieb. Ich reparierte einige Teile, darunter den Sender und rief um Hilfe. Der Rest war einfach; ich wurde gehört und abgeholt. Niemand glaubte mir, was ich erlebt hatte.

Das Schlimmste kam nachher. Ich wurde von einigen ehrgeizigen Medizinern auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt. Und siehe - ich kann mich wieder rasieren und auch den Arm bewegen. Sonst bin ich gesund an Körper und Geist und freue mich wahnsinnig darauf, mich heute abend mit euch volllaufen zu lassen. Ich sehe mit großer Freude, daß ihr beide euch angefreundet habt, ja?“

„Selbstverständlich“, sagte Keegy. „Wir sind ganz alte, feste Freunde.“

„In der Tat“, stimmte Toni zu. „Wir kennen und lieben uns schon lange.“

Perry Rhodan begann zu lachen und sagte dann: „Es ist am besten, wenn ihr drei mich jetzt verlassen würdet. Ich muß mich meinen langweiligen Staatsgeschäften widmen. Bleiben Sie vernünftig, Cimarosa!“

„Er meint mich“, sagte Toni. „Sie werden von mir hören, Sir.“

„Hoffentlich das, was ich erwarte.“

„Mehr!“ versprach Anthony und schüttelte die Hand des Großadministrators. Die Männer verabschiedeten sich voneinander und verließen den Regierungspalast.

*

D'Arcy kam mit einer neuen, vollen Flasche. Um den riesigen Tisch in Tonys Zimmer saßen sein Bruder, Randolph Keegy mit einem seiner trinkfesten Mannequins, Toni Cimarosa, sein Bruder und Nicoline Terjesen.

Kerzen brannten, und sie alle waren bereits in einem Stadium der Heiterkeit, das niemals allein von Alkohol erzeugt werden konnte. Nicoline lehnte sich an Toni, sah zu Alistair hinüber und sagte: „Erzähle noch etwas von den lieben, kleinen Schwestern in dem Lazarett, Alistair. Du kannst das so nett.“

„Sofort, Freundin meines Bruders“, sagte Alistair und flüsterte dem ‚blonden Engel‘ Randolphs etwas ins Ohr. Das Mädchen bekam runde Augen und begann zu lachen, während D'Arcy ihr Glas weiter füllte und sich dann neben Keegy setzte.

„Ich habe, dein stilles Verständnis vorausgesetzt, einige Dinge in die Wege geleitet“, sagte D'Arcy zu Toni.

„Ich denke, daß wir in den nächsten Tagen darüber sprechen werden“, schränkte Toni ein.

„Hier scheint mir nicht der richtige Ernst vorhanden zu sein.“

Zwei Tage später konnten sie darangehen, die getroffenen Vereinbarungen in die Tat umzusetzen. Die unmittelbare Folge davon war, daß in verschiedenen Stadtteilen einige Leute Koffer packten, Tonbänder aussuchten und große Bücherkisten füllten. Wiederum verging eine Woche...

*

Inzwischen...

Necca Etain in Madira City beobachtete die Ereignisse mit Gelassenheit. Es war eines Weisen und Philosophen nicht würdig, sich zu erregen. Der Hund, der täglich eines der überzähligen Konzentratplätzchen bekam, trottete folgsam und nicht restlos gesättigt hinter ihm her.

Noch zwanzig Minuten bis Mitternacht.

Zwanzig Minuten.

Das Chaos war vollkommen. Die Stadt war verwahrlost und hatte ihren Glanz eingebüßt. Nachdem die rote Sonne Snarf untergegangen war, hatten sich sämtliche Einwohner der Stadt auf den Straßen zusammengefunden und standen ratlos und hungrig und ungewaschen herum. Sie warteten auf das Wunder. Die fünfzehnte Nacht war angebrochen.

Necca packte ein Gefühl, als ob sein Herz stehenbleiben müßte. Vor achtunddreißig Jahren war er hier geboren und kurz darauf entführt worden. Das hier war seine Heimat, jeder oder nahezu jeder der Menschen um ihn herum konnten seine Mutter oder sein Vater sein, oder sein unbekannter Bruder.

Er fühlte sich uralte. Nicht von dieser Welt. Necca spürte keine Furcht, nur Erwartung beherrschte seine Wünsche. In den sieben Wochen seit Beendigung des letzten Einsatzes einer der Agenten war viel geschehen... würden sich auf dem Satelliten neue Männer einfinden und den erprobten Ablauf der Handlungen verändern?

Er wußte es nicht genau, es war möglich.

Plötzlich riß die Schwärze der Nacht auseinander und verdunkelte den Glanz der Sterne. Ein violetter Schein brandete auf und erfüllte den Horizont ringsum und den gesamten Himmel. Ein plötzliches Brüllen ging über die Stadt hinweg. Mitten über Madira City, über dem Gebäude des Rechenzentrums, stand der violette Mond.

„Der violette Mond...“

Ein Aufschrei ging durch die Menge. Langsam entzündete Necca Etain die drei Fackeln, die er zu einem Bündel zusammengeschürzt hatte.

Bewegungslos und strahlend stand die violette Kugel über dem Marktplatz. In der Mitte

bildete sich um die Gestalt, in deren Hand die Fackeln flammten, ein sich ständig vergrößernder Fleck. Die Menschen wichen zurück. Langsam und immer noch strahlend senkte sich der Mond nieder. Der leere Kreis vergrößerte sich ruckhaft, als Necca schrie: „Macht Platz dem violetten Mond!“

Als das Knirschen der ausfahrenden Landestützen zu hören war, ging Necca langsam aus dem Kreismittelpunkt heraus. Der Boden bebte, als die Riesenkugel aufsetzte und stillstand.

Das intensive violette Glühen erlosch, als die Scheinwerfer eingeschaltet wurden und Tageshelle über den Platz warfen. Langsam glitt die Luke auf; langsam wurde die breite Rampe der BRASILIA ausgefahren.

„Der Freund aus einer anderen Welt ist gekommen, um euch zu helfen. Hört auf seine Worte!“ schrie Necca mit aller Kraft. Ein zustimmendes Murmeln ging durch die Menschenmauern. Das hallende Geräusch eines eingeschalteten Lautsprechers war zu hören, und die Tiefstrahler in der Ladeluke schalteten sich ein.

„Necca, mein Freund, ich bin gekommen, um den Menschen zu helfen und ihnen die Botschaft des großen Weisen zu bringen. Komme und begrüße mich. Ich sehe euch, Volk von Wheiang Madira.“

Die weißstrahlende Fackel hoch erhoben, ging Necca Etain auf die dunkle Rampe zu. Hinter Scott Rhettnys standen, alle in die gleichen Gewänder gekleidet, zwei andere Männer. Necca lächelte und trat auf die Schwelle der Schleuse.

Die Lautsprecher machten verständlich, was Necca antwortete.

„Ich grüße dich im Namen dieses Volkes“, sagte er. „Dich, Scott Rhettnys. Ich grüße auch die beiden anderen Boten des großen Weisen. Sei begrüßt, Anthony Cimarosa und auch du, Randolph Keegy!“

Ein zustimmendes Murmeln ging über den Platz hinweg und brach sich an den Mauern.

Dies war die Nacht des violetten Mondes, und die Sehnsüchte der Menschen nach der Erde würden innerhalb kurzer Zeit geweckt werden. Und der Verband der achthundertzwei Planeten konnte eine weitere Welt assoziieren. Die Arbeit vieler Männer und der Einsatz des Agenten hatten sich gelohnt. Necca Etain schüttelte den Männern die Hände. Dann drehte er sich um, hob die Fackel und rief laut: „Der Bote der Erde ist gekommen. Wählt jemanden, der mit ihm sprechen kann. Die Zeit der Sklaverei ist endgültig vorbei. Ich werde gehen und dem großen Weisen berichten.“

Die drei Männer neben ihm gingen langsam die Rampe hinunter.

ENDE